This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

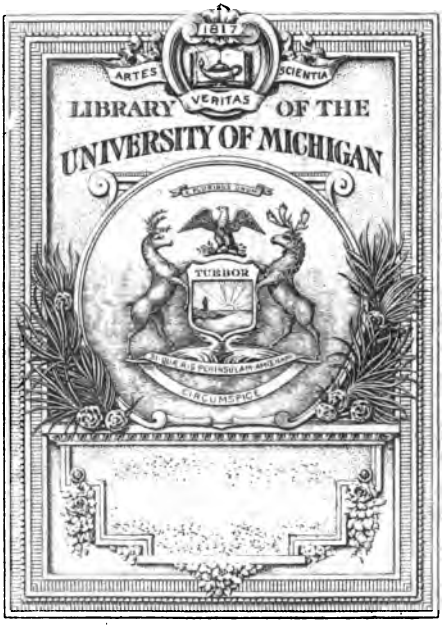
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TURRIS
CIRCUMSPICE

838
H374p
124

Meinem zwölfjährigen Sohn Benvenuto

gewidmet

„Wie Kirſchen und Beeren behagen
„Muß man Kinder und Sperlinge fragen.“

Parsival

Parsival

Von

Gerhart Hauptmann

Mit Bildern von Ferdinand Staeger

Verlag von Ullstein & Co, Berlin 1914

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung vorbehalten. — Copyright 1913 by Ullstein & Co

1. Kapitel

Parsivals Mutter hieß Herzeleide. Ich möchte niemand betrübt machen, aber ich glaube doch, daß man jeder Mutter, aber mindestens sehr, sehr vielen unter ihnen, diesen Beinamen geben könnte. Wie Herzeleide sonst noch hieß und welchem Geschlecht sie angehörte, weiß man nicht. Einige sagen, ihre Familie war ritterlich, andere nennen sie eine Bäuerin, und dann wäre Parsival in seiner Jugend nichts mehr als ein gewöhnlicher Bauernjunge gewesen. Welcher Abkunft Parsival immer sein mochte, er selbst wußte es nicht, und seine

279482

Mutter, die es recht gut wiſſen konnte, verſchwieg es ihm. Sie hieß nicht umſonſt Herzeleide.

Seine frühen Kinderjahre verlebte Parſival ſehr glücklich, denn Herzeleide bewohnte eine kleine Hütte aus Stämmen, tief verborgen in Waldeinſamkeit, eine Hütte, die ihr, Gott weiß, wer? gezimmert hatte. Vielleicht hatte ſie Herzeleide ſelber errichtet, denn ſie wußte nicht nur den Spaten und die Rodehaue zu gebrauchen, ſondern auch die Axt, und überdies hatte Parſival niemals irgendeinen Menſchen außer ihr zu Geſicht bekommen. Herzeleide ſcheut keine Arbeit, war ihr Lieblingswort.

Parſival hatte ſeine Mutter ſehr lieb und war, wie geſagt, ſehr glücklich in ihrer Hut, trotzdem ſie nicht heiter war, nicht herzhaft lachen und nur höchſtens einmal den Mund zu einem ſchmerzlichen Lächeln verziehen konnte. Der friſche, geſunde Knabe, dachte nicht weiter darüber nach, ließ ſich ſein Eſſen ſchmecken, fühlte ſich geborgen, wenn er von ſeiner Mutter zu Bett gebracht worden war,

und hatte am Tage das Kraut- und Blumengärtlein am Haus, die Waldlichtung und die grüne Wildnis ringsum zu einem herrlichen Tummelplatz.

Die ersten zwölf oder dreizehn oder gar vierzehn Jahre seines Lebens brachte Parsival mit Kinderspielen hin. Jedes Kind weiß, was spielen bedeutet, und daß es so ziemlich das Köstlichste auf der Erde ist. Was die Erwachsenen angeht, so sind leider viele von ihnen auf diesem Gebiet ganz unwissend geworden. Dieser und jener unter den Großen, der Spielen recht wohl zu würdigen weiß, hat sich aber auch schon über den tieferen Sinn des Spielens Gedanken gemacht: es ist eine Tätigkeit, die uns niemand befiehlt und niemand beschränkt, die des groben Nutzens entbehrt und die vielleicht deshalb durch und durch Freude ist.

Parsival war ein starker Junge. Seine Lust war der Sonnenschein, Waldblumen, Vögel, das Klettern auf Bäume, die Holzäpfel, die Wildtaubennester, der Schnee, der Sturm! nicht zu

vergeſſen das kleine und große Wild, das den Wald bewohnte und das er bereits im neunten und zehnten Jahr mit Liſt und Mut zu verfolgen begann. Ein ſolcher Verkehr mit der Natur iſt geeignet, das Blut geſund, das Auge feſt und weitblickend, die Knochen hart und die Muskeln des Körpers widerſtandsfähig zu machen. Deshalb war es gut, daß keine frechen ſtädtiſchen Lümmels in ſeine Nähe kamen und ihn etwa mit Redensarten angriffen, denn er hätte ihnen entſetzlich mitgeſpielt.

Ihn zu verſpotten, wäre aus manchen Gründen nicht ſchwer geweſen. Ob es nun Herzeleidens, ſeiner Mutter, Abſicht geweſen war oder ob es die Umſtände gegen ihren Willen bewirkt hatten: der Knabe wußte von Gott und dem Teufel nichts, und wenn er überhaupt darüber nachgedacht hätte, ſo würde er angenommen haben, daß außer Herzeleide und ihm kein Menſch auf der Erde ſei und daß dieſe Erde einige Pfeilſchuß weit nach jeder Richtung, von der Blockhütte aus gerechnet, zu Ende wäre. Aber ſo iſt es nicht, wie ihr wißt,

Die Erde ist überaus weitläuftig und von sehr vielen Menschen bewohnt, die nach Völkern geschieden sind und von denen jedes seine besondere Sprache spricht und sich auch sonst auf mancherlei Weise vom anderen unterscheidet. Aus diesen und anderen Gründen konnte der junge Knabe Parsival sogar unter seinen Altersgenossen für töricht gelten, obgleich seine Torheit in Wirklichkeit nur Mangel an Erfahrung war.

Einen bärtigen Mann, dem er etwa begegnet wäre, hätte er vielleicht für ein wildes gefährliches Tier genommen, ein Bischof in seinem Ornat würde so etwas wie ein großer, fremder Vogel für ihn gewesen sein, aber er wäre nicht geflohen, sondern sowohl dem Manne, als dem Bischof, furchtbar zu Leibe gegangen: denn seine Mutter hatte ihn mit Bogen und Pfeil vertraut gemacht und ihm auch ein Beil, das zur Streitaxt dienen konnte, in den Gürtel gegeben. Seltsamerweise lehrte die Mutter Parsival, daß die ganze Natur ihnen feindlich wäre, und daß man die einfachsten Dinge nur besitzen

könne, wenn man sie mit der Waffe erobere und verteidige.

Solches würde der Knabe allerdings auch dann im Blute gespürt haben, wenn es ihm seine Mutter nicht besonders eröffnet hätte.

Parsival, der ebensowenig lesen als schreiben konnte und dem ein Feldstein im Walde, und etwa ein Buch, nichts wesentlich Verschiedenes war, und den ein A-B-C-Schütz von der letzten Schulbank beschämt hätte, besaß eine breite Brust, das weittragende Auge des Raubvogels, Kampflust und Löwenmut. Dabei glich er dem Fuchse in der Schärfe des Gehörs und der Feinheit der Witterung. Wenn er nachts durch den Wald schlich, entging ihm nichts. Er wußte jedes Geräusch zu deuten, schon zu einer Zeit, wo es für ein gewöhnliches Menschenohr noch nicht hörbar war. Seinem gewaltigen Mut entsprach eine ebensolche Furcht, die ja auch den gewaltigsten Tieren eigen ist und sie davor bewahrt, unerwartet und wehrlos von einem Feind überfallen zu werden. Immer also

war Parſival kampfbereit, und in der Kunſt, ſeine Axt zu ſchleudern oder ſonſt zu gebrauchen und ſeinen Pfeil auf hundert und mehr Schritte genau in den Punkt zu ſetzen, wo er ihn hin haben wollte, kam ihm niemand gleich: kein wirklicher Held, geſchweige ein A-B-C-Schütz von der letzten Bank in der Schule.

2. Kapitel

Herzeleide war eigentlich und im großen Ganzen von einer wortkargen und verschlossenen Art. Parsival hatte sie ebensowenig jemals lachen als weinen gesehen. Sie bezeigte gegen den Knaben keine besondere Zärtlichkeit, aber er konnte nichts Unüberlegtes ausführen, ohne von ihrem Auge bewacht und behütet zu sein. So war es gewesen, als er in seiner Unschuld eine dicke Giftschlange aufnehmen wollte — so, als er im Begriff war, in die Flammen eines Waldbrandes hineinzuspringen, die er mit ihrem Knistern und Knacken für gefräßig-züngelnde Tiere hielt und mit dem Beile bekämpfen wollte. Es würde schwer halten, alle die gefährlichen Augenblicke kund zu tun, wo kindliche Unerfahrenheit Parsival in

Gefahr brachte und die Mutter sein Leben bewahrte und rettete.

Eines Tages, während ein fürchterlicher Sturm durch den Wald raste und mit lautem Krachen viele alte Baumriesen, mit den Wurzeln ausgehoben, in die Lichtung schlugen, auf der Herzeleidens Blockhaus stand, war Parsival länger als sonst auf der Jagd geblieben. Er hatte mitten im wilden Tumult der gegeneinander schlagenden Wipfel und Stämme einen angeschwollenen Bergbach aufwärts verfolgt und war in Höhen hinauf gestiegen, die er selbst mit den Ziegen der Mutter bisher nicht erreicht hatte. Weder ein Wolf, noch ein Elch, noch ein Bär hatte ihn diesmal mit sich gelockt, sondern es waren eher die jagenden Wolken am Himmel, die feuchte, starke, tosende Luft und überdies etwas Allgemeines Unbestimmtes, was, ähnlich der aufgeregten und bewegten Natur, ihn aufwärts und vorwärts trieb. Der Bergbach, der ihm schäumend, mit wilden Sprüngen und ohrenbetäubendem Rauschen entgegenschoß, die tolle

Luft, die, ziſchend und heulend, Stämme knickte und über den Weg des Waſſers warf, ſchienen ihm zu gleicher Ungebundenheit aufzufordern. Ja, es kam eine Wildheit über ihn, ſo daß er ſchrie und ſich in einem Überſchwang von Kraft daran machte, tatſächlich Bäume zu entwurzeln. Er knickte Stämme, drehte ſie ab und warf ſie in die dahingaloppierenden Waſſer hinein. Parſival war alles andere eher als bösartig, aber Kräfte, die noch nicht ſchöpferiſch ſein können, müſſen ſich oft durch Zerſtörung Luft machen, und in dem großen, göttlichen Schöpfungsplane ſind überdies auch die zerſtörenden Kräfte ſchöpferiſch.

Oben auf dem Kamm baumloſer Felsrücken angelangt, zog es den Knaben, mit einer faſt unbezwinglichen Sehnſucht, jenſeits ins Unbekannte hinunter, und er würde ſicherlich weiter geſchritten und an dieſem Tage zum erſten Male nicht unter dem Dache ſeiner Mutter genächtigt haben, wenn ihn nicht plötzlich ein Ruf aus dem über den Berggrat ſchleppenden Nebeln erſchreckt und zur Heim-

kehr bewogen hätte. Er hatte den Schritt bereits rückwärts gemacht, als er sich mit der Erklärung beschwichtigte, er habe sich durch den Ruf eines einsamen Raubvogels täuschen lassen. Immerhin hatte er ganz deutlich und klar das Wort: Herzeleide! in den Lüften gehört.

Sonderbar betrug sich die Mutter, als Parsival diesmal nach Hause kam. Sie sagte zwar nichts, aber der junge Knabe, der sie mit einem rätselhaften Schuldbewußtsein verstohlen betrachtete, konnte bemerken, wie sich Tauperlen von ihren Augenrändern ablösten und lange Zeit immer eine nach der andern herunterfloß und das ernste und harte Antlitz der Mutter förmlich badeten. Was war das? was bedeutete das? Es war neu, war unbegreiflich für ihn. Aber noch weit unbegreiflicher war es für Parsival, als auch er seine eigenen Wangen von Tränen gebadet fühlte und, mit dem Finger das eigene Auge berührend, erkannt hatte, daß es ebenfalls zu einer Quelle salzigen Wassers geworden war. Gestern, sprach es in ihm, warst

du noch ganz von Stein, heut bist du geschmolzen worden.

Am folgenden Morgen sagte Herzeleide zu Parsival: „Du kennst die Kräuter, die giftig sind, und du kennst die Schlangen. Ich habe dich die Tiere des Waldes in Fallen und Schlingen fangen, fürchten und mit dem Speere oder Pfeile besiegen gelehrt. Aber alle diese Feinde bedeuten nichts: es gibt Menschen!“ Und jetzt begann Herzeleide zum ersten Mal ihren Sohn darüber aufzuklären, daß die Geschlechter der Menschen wie Sand am Meer über die Fläche der Erde verbreitet sind und daß weder die Tiere der Erde noch die Menschen einen zweiten Feind besitzen, der so furchtbar ist wie der Mensch. Der Kampf mit den Tieren, sagte sie, sei Kinderspiel. Die Grausamkeit eines Tieres bedeute, verglichen mit der hohen Kunst menschlicher Grausamkeit, Barmherzigkeit. Im menschlichen Wesen, sagte sie, gibt es viele übertierische Eigenschaften. Andere, die weit unter jeder Bestie sind. So gäbe es keine tierische, sondern

Parſival ſieht zum erſten Male ſeiner Mutter Tränen

nur eine menſchliche Niedertracht. Auf dieſe Weiſe fuhr Herzeleide fort gleichſam den giftigen und vergifteten Eiter einer alten verſteckten Wunde in die reine Seele des Kindes zu träufeln. Der Schluß ihrer Rede war: „Bleibe bei mir, meide die Menſchenwelt!“

3. Kapitel

Fortan konnte der Sohn Herzeleidens nicht mehr wie früher in glücklicher Gedankenloſigkeit ſeine Tage zubringen. Er hatte erfahren, wie es außer ſeiner Mutter und ihm noch eine ſehr große Menge ebenſo geſtalteter Kreaturen auf der Erde gab und wie er dieſe als ſeine ſchlimmſten Feinde zu betrachten habe. Und wirklich, hatten ſie denn nicht ſeiner Mutter jene nicht verheilte Wunde zugefügt, deren Vorhandenſein er jetzt erſt erkannte? Was denn ſonſt konnte der Mutter jene Tränen entpreßt haben, die auch in ihm das Harte zerſchmolzen und mit einem unbegreiflichen Schmerz des Mitgefühls, auch ſeine Augen zum Überfließen gebracht hatten? Wenn er des Vergehens der Menſchen an ſeiner Mutter gedachte und deſſen, was die Mutter

sonst von ihnen behauptet hatte, so fühlte er einen Haß gegen sie, der sich zuweilen zu einer Vernichtungswut gegen alles, was Mensch heißt, steigerte, inbegriffen sogar ihn selbst. „Warum, wenn die Menschen nicht besser sind, sind sie denn überhaupt vorhanden und wozu lebe ich, da ich nichts Besseres bin als ein Mensch?“ Hatte Parsival sich in solche Gedanken eingesponnen, so sehnte er sich nach einer Waffe, die handlicher und auch furchtbarer wäre, als sein Beil — einer Waffe, geeignet, um mit ihr in die Welt zu stürmen und die Mutter an den Menschen zu rächen.

Es wurde nun wieder Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Es wurde abermals Frühling, und immer grübelte Parsival über die unheilbare Wunde seiner Mutter und über die Menschen nach, deren Vorhandensein ihn, so oder so, teils im Haß, teils aus neuen, unbekannten Ursachen, mehr und mehr anlockte. Die Sehnsucht, unter Menschen zu kommen, wuchs mit einer unwiderstehlichen, schmerzhaften Kraft in ihm, und weder der Vogelfang,

noch die Jagd, noch die Fischerei vermochten ihn von dem heißen Wunsche abzulenken, über den Kamm der Berge hinauszukommen, über den Wendepunkt, an dem jener Raubvogelschrei: Herzeleide! ihn zur Umkehr bewogen hatte. Der arme Junge konnte nicht von dem Gedanken los, obgleich es ihm ganz unmöglich schien, seine alternde Mutter, deren einziger Freund und Beschützer er war, in der Wildnis allein zu lassen.

Es war eine sehr gesunde und natürliche Kraft, die Parsival in die Weite zog, dennoch fühlte der Knabe sich schuldbewußt und doppelt schuldig beim Anblick der Mutter. Was hatte sie doch für einen kummervollen Blick, der ihn bis in die versteckteſten Winkel seiner Seele zu prüfen schien!

Nun muß ich von einem Wunder berichten: Es ist eine rätselhafte Erfahrung, die aber immer aufs neue bestätigt wird, daß jede Hand gerade diejenige Waffe zur rechten Zeit finden muß, die ihr wie keine andere nützlich und handlich ist. Das Wunder, was in einem solchen Falle geschieht, bleibt

ſtets gleich groß, auch wenn die Art, wie die rechte Hand im rechten Augenblick mit der rechten Waffe vereinigt wird, höchſt natürlich und ſelbſtverſtändlich anmutet. Im Falle des Knaben Parſival war ſie aber, ſchon äußerlich genommen, ungewöhnlich und wunderlich. Er kam hinzu, als eben am Rande eines Bergſees ein Falke auf eine Taube ſchoß, die verknäult mit dem Räuber zur Erde ſtürzte. Nachdem des Knaben Senne geſchwirrt und ein glücklicher Schuß die Bruſt des Falken durchbohrt hatte, bemerkte der Schütze, daß die verwundete Taube noch am Leben war. Sie lag an der Erde und ſchlug mit den Flügeln. Es iſt nicht zu leugnen, der Beruf eines Jägers iſt ein grauſamer, dennoch darf man ſagen, daß der echte Jäger zwar die Kunſt des Tötens betreibt, aber ſonſt zum Mitleid geneigt und keineswegs grauſam iſt. Der Sohn Herzeleidens trat hinzu, er wünſchte die Qualen des blutenden Täubchens abzukürzen. Aber aus irgendeinem Grunde unterließ er es dieſesmal, das Tierchen mit einem kurzen

Parſival rettet eine Taube vor dem Sperber

Handgriff abzutun, und ſo behielt es das Köpfchen zwiſchen den Schultern. Stirb oder lebe! ſagte der Schütze laut, indem er das blutende Opfer ergriff und behutſam in ſeinem Arm bettete, mein Pfeil hat entſchieden, er wurde dein Retter. Ich will nicht grauſamer als das gefühlloſe Werkzeug ſein.

Mein Pfeil hat entſchieden, ſagte alſo Parſival, allein es war in ſeinem Innern ein unbegreiflicher Schauder wach geworden, als wäre hier von einer allgegenwärtigen unſichtbaren Macht, nicht aber von ihm, noch von ſeinem Pfeil, die wahre Entſcheidung getroffen worden. Wie unter dem Banne eines Zaubers ward er bewogen, am tiefergelegenen Waſſerrand das gierig trinkende Täubchen zu tränken, die Wunden zu kühlen und durch ein Bad in den klaren Seefluten ihm wohl zu tun.

Dies war geſchehen, als Parſival den Laut eines wilden Täuberichs von einer kleinen, mit Buchen beſtandenen Inſel her, vernahm, wo er natürlich das Neſt, aus dem die geſchlagene Taube ent-

ſtammen mochte, vermutete. Und flugs, wie unter einem unwiderſprechlichen Gebot war er bis unter die Arme mit der Abſicht ins tiefe Waſſer gegen das Inſelchen vorgedrungen, das Taubenweibchen zu ſeinem verlaſſenen, gurrenden Ringeltauber ins Neſt zu tun. Glücklich kam er ans Land, und da er ebenſogut, wie der braune Bär, den höchſten Baum zu erklettern vermochte, ſaß die arme Thieſe auch bald, eine Menge beſprenkelter kleiner Eier mit Blut überſtrömend, im Flaum ihres alten Neſtes drin. Als Parſival aus den höchſten Zweigen dieſer tauſendjährigen Buche heruntergeſtiegen war, hatte er ein Schwert gefunden. Zu ſeiner Entdeckung führte den Knaben ein aus der Tiefe des hohlen Stammes leuchtender Blutrubin. Er griff nach ihm, weil er den Stein für das Auge eines Waldkauzes halten mochte, merkte indeſſen ſogleich, daß er mit einem erzenen Handgriff verbunden war, der ſich in eine blanke und breite Klinge fortſetzte. Obgleich er ein Schwert bis dahin noch nicht geſehen hatte, wußte er doch, ſobald er

es frei in Händen hatte, was es bedeutete und wozu es geeignet war und daß er nun mit dieſem blitzenden Fund in der Hand ſeine Ausfahrt in die Welt nicht mehr verzögern brauchte.

Der Knabe Parsival als Jäger

4. Kapitel

Als am folgenden Morgen Parsival wie gewöhnlich auf seiner moosduftenden Lagerstätte im Blockhaus der Mutter erwachte, und diese schon am Herde beschäftigt fand, sprang er schnell auf die Beine und sagte ihr, daß er sie an der Welt und den Menschen rächen müßte. Im ersten Schreck und in der Angst, ihn zu verlieren, sagte sie, vielen Müttern nicht unähnlich, gerade etwas, was seinen Entschluß doppelt heftig auflodern machte: er sei ja wehrlos und waffenlos. Da konnte der Knabe sich nicht enthalten, obgleich er sich vorgenommen hatte, der Mutter den Schwertfund zu verheimlichen, er zog mit stolzem Triumph im Blick die breite, leuchtende Waffe unter den Tierfellen seines Lagers hervor. Ich muß dich verlassen, Mutter,

ſagte er, weil ich ſo lange keine Ruhe mehr zu finden vermag als ich den nicht entdeckt und geſtraft habe, der dir deine unheilbare Wunde geſchlagen hat. Weinend gab Herzeleide zur Antwort: dieſe Wunde iſt nicht tödlich geweſen. Verläßt du mich, ſo ſchlägſt du mir eine viel größere Wunde, die tödlich iſt. Wenn du aber jenen treffen und beſtrafen ſollteſt, dem ich alle tiefſten Schmerzen meines einſamen Daſeins verdanke, ſo würdeſt du mich ſtatt eines, zehn qualvolle, langſame Tode ſterben laſſen. Aber Parſival nahm ſein Schwert, ſchritt über die Lichtung, biß ſeine Zähne aufeinander und ſah ſich nicht einmal um, als die Mutter ihm laut und flehend nachweinte.

Er wanderte mehrere Tage lang. Keine Stimme hatte ihm auf dem Bergkamm, wo er das erſte Mal ſeine Schritte gewendet hatte, ein warnendes „Herzeleide“ zugerufen. So wacker und kräftig er vorwärts ſchritt, die Welt war endlos und er mußte ſich wundern, warum er noch immer nicht ihren Rand erreichte. Wollte ihn der Gedanke an ſeine

verlassene Mutter doch wieder rückwärts ziehen, so beschwichtigte er sein Herz und sein Gewissen, indem er sich immer wieder sagte, er müsse sie rächen an den Menschen und besonders an dem, der ihr so viel zuleide getan. Nun lief er bereits den dritten Tag, hatte indessen, außer im Wasser, sein eigenes Spiegelbild, einen Menschen noch nicht zu Gesicht bekommen.

Natürlich dachte er, es werde sogleich, mit dem ersten von ihnen, der etwa auftauchte, einen blutigen Strauß absetzen. Bei dieser Voraussicht mischte sich in den Haß gegen seinesgleichen Kampflust ein. Aber nicht nur der Vergeltungsgedanke, nicht nur die Kampflust, sondern auch eine andere Lust regte sich in der Erwartung, Menschen zu treffen. Es war eine Freude, die ihn beunruhigte und im Geiste gleichsam vor seiner entfernten Mutter schamrot werden ließ. Am späten Mittag des dritten Tages seiner Wanderschaft hatte der Jüngling den Waldrand erreicht und erblickte, nicht weit davon in einer blumigen Wiese,

ein Zelt aus ſchöner in Purpur gefärbter Seide aufgeſchlagen. Da er, obgleich an Erſcheinung von Kraft und Adel, in bäuriſcher Einfalt herangewachſen und Furcht ihm eine fremde Sache geblieben war, ſo hatte er nicht das geringſte Bedenken, ohne weiteres in das Innere des Zeltes einzutreten.

Hier ſah er das erſte Menſchenkind.

Da war nun freilich zunächſt mit dem Schwert in der Fauſt und mit dem Gedanken an Rache für Herzeleide nichts anzufangen. Denn was er hier zu Geſicht bekam, war, um es kurz herauszuſagen, ein ſchönes friedfertig blickendes Mägdelein. Parſival erkannte ſogleich, daß er es hier nicht mit ſeinesgleichen, ſondern mit einer viel jüngeren Schweſter ſeiner Mutter zu tun hatte. Es war kein Zweifel, allein ſchon darum, weil die junge Menſchin reichlich Herzeleidens Tränen vergoß. Das Mädchen erſchrak, als ſie den rauhen Waldmenſchen ſah, aber irgend etwas in ſeinem Blick ließ ſie Vertrauen faſſen. Sie wußte nicht, daß wieder, wie

einſtmals mit den Tränen der Mutter, die Seele des jungen Abenteurers auch an ihren Tränen geſchmolzen war. Er begrüßte ſie und ſeine erſten Worte waren die Frage: wer der wäre, der ihr die heimliche Wunde geſchlagen habe. Da weinte ſie lauter, begann unter Schluchzen zu erzählen und Parſival hörte ihre ganze Geſchichte an.

Sie war von einem grauſamen Mann, einem räuberiſchen Ritter entführt worden, obgleich ſie ihr Jawort zur Ehe einem ſchönen, jungen Manne gegeben hatte, der nicht nur ihre Freude, ſondern auch die Freude ihrer alten Eltern geweſen war. Der rohe und grauenvolle Menſch, der unter der Ritterſchaft den Namen des Stolzen von der Haide trug, ſchleppte ſie gegen ihren Willen mit ſich und hatte jeden Verſuch, ſie zu befreien, zunichte gemacht. Ja, er hatte ſogar ihren Bräutigam im Zweikampf erſchlagen.

Wo iſt der ſtolze Herr von der Haide? fragte Parſival, denn gerade er iſt das Wild, das ich vor allem anderen ſuche.

Nicht lange, so kam der Stolze auf schwarzem Roß über die Heide herangebraust. Da war wirklich ein furchtbarer Mensch, wie ihn Parsival sich gedacht hatte. Sein Bart war schwarz, er hing bis auf den Magen herab und war ihm sogar in den Gürtel geschlungen. Unter schwarzen Buschen blitzten schwarze Augen hervor, voll düsterer Härte und einem verachtungsvollen Stolz, der nur durch den Tod zu besiegen war. Er parierte den Gaul, der gewaltig wieherte, wobei es von Helm, Sporen und der Menge der Panzerringe ein lautes Geschotter gab. Als der Stolze die Lippen öffnete, kamen durch das Gehege seiner starken, elfenbeinernen Zähne nur diese grimmigen Worte hervor: Bauernflegel, was suchst du hier? — Gerade so einen wie dich, sagte Parsival, um Herzeleide an ihm zu rächen. Und wie zwei Löwen auf einmal, sprang der Junge den Ritter an.

Der Kampf war schwer, aber der endliche Sieg blieb Parsival. Der Stolze lag am Waldrand erschlagen. Er färbte die Gräser und Gänseblümchen

Der Tod des Herrn von der Haide

mit ſeinem rinnenden Blute rot. Als Parſival den Ritter von ſeinem Schwerte zerfleiſcht, dermaßen in ſeinem Blute liegen ſah, ſchauerte ihn vor dem, was er vollbracht hatte. Er ſagte ſich, daß er Herzeleide gerächt habe. Aber er wollte das Mädchen, die er von ihrem Peiniger befreit hatte, nicht wieder mit Augen ſehen. Deshalb ſchlug er ſich abſeits in die Wälder.

5. Kapitel

Einige Tage mochte Parsival nach seiner ersten Tat durch die Forsten gewandert sein, bis ihn die Sehnsucht übermannte, zu Herzeleiden heimzukehren.

Der Geist des schwarzen, toten Ritters lag wie eine niederdrückende Last auf ihm und es war ihm, als könne sie nur an der Brust der Mutter von ihm genommen werden. Seine Kampfesfreudigkeit war dahin, seine vorwärtsstürmende Wanderlust in ein zielloses Irren ausgeartet. Nun aber, nachdem der Entschluß, ans Herz der Mutter zurück zu flüchten, zum Durchbruch gekommen war, kam wieder frisches Leben in ihn. Dort wollte er die alten, unschuldvollen und freien Tage wiederfinden.

Er lief, wie er nie gelaufen war. Es ſchien ihm, als habe er ſich nur bei ſeiner täglichen Jagd verſäumt. Er war etwa eingeſchlafen und hatte einen läſtigen, im Grunde aber bedeutungsloſen Traum gehabt. Jetzt fiel ihm ein, was die Mutter geſagt hatte: du ſchlägſt mir eine weit größere Wunde, wenn du gehſt, als die iſt, die mir der Unbekannte geſchlagen hat. Mutter, wollte er ſagen, wenn er fröhlichen Grußes bald wieder in die geliebte Blockhütte eintreten ſollte, ich habe geſündigt, indem ich von dir ging, ich will jetzt und immer bei dir bleiben. Da würde die Mutter ihn ſtreicheln, dachte er ſich, und würde auch die zu allertiefſt in ſeinem Inneren, wie ein böſer Schwaden, lagernde Angſt hinwegläcbeln, die mit der Erinnerung an das zuſammenhing, was die Mutter beim Abſchiede ſonſt noch geſagt hatte. Es waren die Worte: „Wenn du aber jenen treffen und beſtrafen ſollteſt, dem ich die allertiefſten Schmerzen meines einſamen Daſeins verdanke, ſo würdeſt du mich ſtatt eines, zehn qualvolle Tode ſterben laſſen“.

Nein! der Stolze von der Haide war ſicher nicht derſelbe geweſen.

Parſival hatte die Grenzhöhe überſtiegen und hatte vor Freude die Steine geküßt, wo ihn früher der Ruf Herzeleide aus den Lüften zur Umkehr bewogen hatte. Er ſprang mit den Sätzen einer Gemſe glückſelig die Hänge und Lehnen hinab. Jeder Baum, jedes Gras, jedes Farnkraut, jede Waldblume ſchien ihm hier bereits im Schoß ſeiner Mutter unter der liebenden Hand Herzeleidens zu gedeihen. Er gelangte zu jenem See, wo er vor kaum einer Woche die Taube vor dem Sperber gerettet hatte und als er den Baum erſtieg, in deſſen Zweigen der Wildtaubenhorſt geweſen war, hörte er Stimmen junger Vögel und ſah zu ſeiner Freude das Taubenpärchen geſund um ein Neſt voll hungriger Kinder herumfliegen. Er nahm ſein Schwert und ſenkte es wiederum tief in die Höhlung des Baumes hinein.

Als er dies vollbracht hatte, war ihm auf einmal um vieles leichter zu Sinn geworden. Er mußte

nun, seiner Schätzung nach, nach wenigen hundert Schritten das Blockhaus erreichen, das er fortan nun nicht mehr verlassen wollte. Da wurde er plötzlich auf eine Menschengestalt aufmerksam, die man von oben durch die Baumzweige sehen konnte und die, mit der Angel fischend, nicht weit vom Ufer des Sees in einem Nachen stand.

Nie hatte der Sohn Herzeleidens, wie wir ja wissen, an diesem Ort einen Menschen gesehen. Deshalb traute er seinen Augen nicht, stieg aus den Zweigen des Baums zur Erde nieder, und rief den seltsamen Angler mit lauter Stimme an.

Der Fischer, der sich in seinem Geschäft nicht stören ließ, schien zu glauben, Parsival sei ein verirrter Wanderer, habe den Weg verloren und wolle sich nun zurechtweisen lassen. Deshalb, den Anruf mit einer Frage beantwortend, wollte er wissen: wie Parsival eigentlich in diese Gegend gekommen sei und wo er hinauswollte. — Ja, wo willst du hinaus? und wie bist du in diese Gegend gekommen, antwortete Parsival. Was mich anbe-

langt, so kannst du wohl wissen: Wald und See und alles ringsum ist meiner Mutter, ist Herzeleidens Eigentum. — Die Welt ist Herzeleidens Eigentum, sagte der Fischer und warf die Angel herum, so daß der Köder nicht gar weit von dem Jüngling ins Wasser fiel. Er wiederholte: die Welt ist Herzeleidens Eigentum, Parsival! — Woher kennst du mich? fragte der Junge. Der Fischer dagegen: das sag' ich nicht! — Hast du schon viele Fische gefangen? fragte Parsival weiter, eigentlich nur, um etwas zu fragen, weil es ihm bei der wunderlichen Gesellschaft unheimlich ward. — Ich warte eigentlich nur auf einen einzigen Fisch, gab der Fischer zurück, von dem ich nichts sehnlicher wünschte, als daß er an meiner Angel anbeißen möchte. — Dann warte, bis du schwarz wirst, schloß in einem Anfall jugendlichen Übermuts Parsival: ich kann mich bei dir nicht versäumen, denn meine Mutter wartet auf mich.

Er lief davon und hatte in kurzer Zeit die Lichtung mit dem Blockhause erreicht, das ihm jedoch,

aus einiger Entfernung gesehen, irgendwie verändert schien. Sein Herz schlug wild, als er sich zögernden Schrittes der alten, geliebten Wohnstätte annäherte. Was war geschehen? Parsival fiel aufs Gesicht und ward ohnmächtig.

Als er wieder erwachte, fand er das schreckliche Bild unverändert, dessen Anblick ihn wie mit einem Hammerschlage getroffen hatte. Die Hütte Herzeleidens, die Wiege und das Asyl seiner Jugend, war vollständig ausgebrannt. Ja selbst die schwarze Asche war erkaltet und zeigte keinerlei Glut, soviel man darin herumwühlte. Wo war Herzeleide? Parsival durchsuchte ringsum den Wald und schrie mit lauter Stimme nach ihr.

Als er bis zum Einbruch der Nacht vergeblich nach seiner Mutter gesucht hatte, fiel ihm der seltsame Angler wieder ein, mit dem er Worte gewechselt hatte, und ihm schoß der Gedanke durch den Sinn, daß jener vielleicht ihm etwas über den Verbleib seiner Mutter zu sagen vermöchte. Hatte er nicht, wenn auch vielleicht spöttisch, geäußert,

Parsivals Schmerz um die verlorene Mutter

die ganze Welt ſei Herzeleidens Eigentum? — Er gelangte zum See und entdeckte zu ſeiner Freude den unentwegt angelnden Fiſchersmann, obgleich der Abend bereits herabdämmerte und ſich ſein Boot ziemlich weit vom Ufer gegen die Mitte des Sees entfernt hatte. Der Spiegel des Sees war ganz ſchwarz um dieſe Zeit, nur in der Tiefe ſchienen purpurne Zinnen einer verſunkenen Burg aufzuflammen.

Fiſcher ahoy! ſchrie Parſival. Ungerudert und ſteuerlos kam wie von ſelbſt der Nachen langſam gegen das Ufer getrieben. Parſivals Stimme fragte, wo Herzeleide ſei, und der Fiſcher, der auch jetzt immer nur nach der Angel blickte, ſagte etwa dieſes zu ihm:

Du wirſt Mühe haben, deine Mutter wieder zu finden. Ich könnte dir manches von ihr und ihrem Schickſal ſagen, aber, der Mund iſt mir verſiegelt, ſolange ich nicht den Fiſch, auf den es ankommt, gefangen habe. Immerhin gehe doch den See entlang und ſuche die Stelle, wo der breite Strom

sich in ihn ergießt. Wandere den Strom hinauf, bis du eine einsam gelegene gewisse Burg findest, dort poche an und es ist nicht ausgeschlossen, daß du bei ihren Bewohnern etwas über deine Mutter erkundest. — Parsival hatte nicht üble Lust, vor Schmerz und Wut über die gewundenen Worte des Fischers ins Boot zu springen, um ihm mit der Faust sein Geheimnis abzunötigen. Sein Schmerz um die verlorene Mutter war grenzenlos, und er wußte nicht, wie er, ohne zu sterben, die Sehnsucht und Qual um sie weiter aushalten sollte. Allein es ward jählings dunkel und Parsival sah alsbald von Fischer und Boot nichts mehr.

6. Kapitel

Er ſtolperte nun in der Dunkelheit blindlings vorwärts, weil ihm nichts anderes übrig blieb, ſofern er noch etwas von ſeiner Mutter erfahren wollte, als die Burg zu ſuchen, von der ihm der Fiſcher geſprochen hatte. Es war eine bittere und furchtbare Nacht, die er da zu durchleben hatte. Er war erſtaunt, wie es möglich war, daß ein Menſch gleich ihm in ſolche Verwirrung der Not verſinken kann. Während dicke Finſternis ihm das Vordringen zeitweilig ganz unmöglich machte, geriet er mehrmals aus der Angſt der Verzweiflung heraus in eine Berſerkerwut, die ſich mit blutigen Fäuſten an Steinen und Baumſtämmen austobte.

Natürlich verſäumte er nicht, immer wieder den Namen Herzeleidens in die rauſchende Ödenei der

Wälder hineinzurufen, wo ihm dann manchmal ein ſchaurig höhnendes Echo entgegenkam, ein Echo, das ſeine Hilfloſigkeit, ſeine Angſt, ſeine Sehnſucht und ſchließlich auch ſeine Wut nur noch ſteigerte. Gegen wen er eigentlich dieſe Wut richten ſollte, wußte Parſival in dieſer Verfaſſung nicht. Er erſchien ſich wie ein Gefoppter, wie ein Betrogener. Man hatte ihn um das einzige, um das höchſte Gut geprellt, was die Erde für ihn beſeſſen hatte, aber wo der Betrüger, wo der Preller zu ſuchen war, hätte er nicht zu ſagen gewußt. Er ſtand nicht an, ſeine Mutter von der Luft, der Nacht, den Bäumen, den Felſen, von Waſſer und Erde, bei Strafe ſeiner ewigen Feindſchaft zurückzufordern.

Gegen Morgen erkannte Parſival, wie er ſich am Ufer eines mäßig breiten Stromes aufwärts bewegte. Der graue Dämmer der ſich verkündenden Sonne enthüllte Talwände, die ſich erweiterten oder ſteil und felſig an das Strombett herantraten. Je weiter er ging, um ſo unbekannter wurde ihm die Natur, und hätte er nicht eine zerriſſene Seele

in sich getragen, würde er am Ende geglaubt haben, im Paradiese zu sein.

Fremde Gewächse, fremde Blumen, Bäume und Gräser umgaben ihn. Große Aras und andere Papageien kamen in kleinen oder größeren Trupps, mit menschlichen Stimmen redend, über die klaren und grünen Fluten des wandelnden Stromes herübergeflogen. Sie schwebten um seinen Kopf und es kam ihm vor, sie begrüßten ihn. Einmal glaubte er sagen zu hören: Knabe Parsival, dein Vater erwartet dich! und dachte lange darüber nach, was dies Wort wohl bedeuten möchte und was der „Vater", der ihn erwarten solle, am Ende für eine Art Vogel sei. Aber nicht nur die Papageien waren zahm in diesem Flußtale. Ruhende Hirsche mit ihren Hinden lagen wiederkäuend auf sanften Wiesen, unter tausendjährigen Steineichen. Äsende Antilopen, Tiere, die alle Anmut und jeden sanften Adel des Friedens in sich vereinten, traten furchtlos an den Wanderer heran und berührten ihn mit den feuchten Lefzen. Mannshohe Heide

blühte schneeweiß und aus Gruppen dichter Lorbeergebüsche erklangen Kehlen versteckter Singvögel, deren Töne von überirdischer Klarheit und Süße waren. In diese traumhaften, atemverhaltenden Wonnen klang plötzlich der ferne Laut eines Glöckchens herein, ein Laut, der alle Vögel sogleich verstummen oder ihren Flug unterbrechen machte und Antilopen wie Hirsche bewog, still zu stehen, ja sogar im Wiederkäuen innezuhalten. Mit langen Hälsen wandten sie sich einer purpurflammenden Stelle in der Ferne und Höhe des Tales zu, in eine Richtung, aus der jetzt der Strom im Morgenrot wie eine breite Straße purpurnen Blutes heranströmte. Auch Parsival konnte nicht anders, als sich nach ebenderselben Richtung hinzuwenden. Da erkannte er, daß der Rubinglanz von den Zinnen einer stolzen Burg herrührte, die nun sicherlich keine andere, als die von ihm gesuchte war, jene, nach der ihn der Fischer gewiesen hatte.

Da hörte er unsichtbare Stimmen in den Lüften, die dieses hymnenartige Lied sangen:

Ich wohne an einem breiten Strom,
Ich wohne in einem hohen Dom,
Der breite Strom fließt durch den Dom.
Und breiter immer wird der Strom,
Und höher immer wölbt der Dom,
Der Strom fließt endlos durch den Dom.
Im Nachen ſchwimm ich auf dem Strom:
Drin ſpiegelt ſich ein zweiter Dom:
Ich tauche nieder in den Dom —
Und tauche wieder aus dem Strom
Geflügelt in den ober'n Dom:
Muſik durchrauſchet voll den Dom.
Und Well auf Welle bringt der Strom,
Und alles wogt und klingt im Dom:
Und dröhnt und bebet laut im Dom.
Du weißt nicht: biſt nur du der Strom?
Biſt, was da rauſcht und brauſt im Dom?
Am Ende biſt du ſelbſt der Dom.

Nicht lange danach war der Knabe am Tore der geheimnisvollen Burg angelangt, nachdem er eine Brücke aus reinſtem Kriſtall überſchritten hatte,

die über den hier besonders breiten, immer noch blutig wogenden Strom bis an die Schwelle der Burg geschlagen war. Er pochte an und ward von einem freundlichen Pförtner mit langem, weißem Barte, willkommen geheißen. Beim Anblick dieses neuen Menschen und Mannes fiel Parsival sogleich das bittere Urteil seiner Mutter über die Menschen ein und er konnte sich nicht entschließen, die gütige Frage des Alten nach seinem Begehr anders als mit finsterem Grimm zu beantworten: Ihr habt meiner Mutter eine unheilbare Wunde geschlagen, sagte er, und wenn ihr sie überdies geraubt habt und gefangen haltet, so nehmt euch in acht, denn ich werde sie mit Gewalt befreien oder eure Burg an allen vier Ecken zugleich anzünden, ebenso, wie ihr es mit der Blockhütte meiner Mutter getan habt.

Der Pförtner war eine hohe Gestalt. Außer, daß sein gütiger Ernst sich mit einer gewissen freundlichen Milde gleichsam noch mehr sättigte, konnte man ihm eine Wirkung der trotzigen Worte

nicht anmerken. Er ſagte nur, ganz einfach: Im Namen des heiligen Grals, tritt ein!

Was geht mich der Gral an, ſagte Parſival. Danach frage Gott, gab der Pförtner zurück. Wer iſt Gott, alter Weißbart? ich weiß es nicht! Der würdige Mann, der wohl zu bemerken, unter dem langen weißen Gewand ein ſilbernes Panzerhemde trug, über dies ein Schwert im breiten Goldgürtel, ſagte, ihn gleichſam verbeſſernd: Nenne mich Gornemant! Und er fuhr fort mit Feierlichkeit: Was du von Gott nicht weißt, das wirſt du durch Fragen nie erfahren. So lange du redeſt, Burſch, ſchweigt Gott und erſt, wenn du gelernt haſt, wahrhaft zu ſchweigen, wird Gott reden. Geh, der Burgherr erwartet dich. — Aber Parſival war nicht einzuſchüchtern. Er ſtieg im Gefolge eines anderen wie der Pförtner gekleideten Ritters, oder was er ſonſt war, eine breite Marmortreppe empor und redete laut, er werde ſeine Mutter, ſofern man ihr nun ein zwiefaches Leid angetan hätte, hundertfältig zu rächen wiſſen. Sein

Führer aber kreuzte nur die Hände auf der Bruſt, ſo oft er ihn anſprach, und verneigte ſich voller Demut vor ihm. Durch dieſe Handlung ward Parſival einigermaßen aus der Faſſung gebracht. Dazu kam der Anblick ſo vieler Treppen, Säle, Hallen und Söller der Burg, deren geſamter Bau ihn wie das Werk eines Zauberers anmutete. Durch Krypten ward er geführt, wo viele gedrehte Säulen aus ſchwarzem Marmor das Licht einer einzigen, blutigen Ampel ſpiegelten. Dabei ſagte der Führer: wir ſind hier in der Tiefe unter dem Strom! Er mußte ſich durch enge lichtloſe Gänge hinter dem Führer hertaſten, dann immer im Kreiſe herum, Stufe um Stufe endlos empor, gleichſam um den Stamm eines ſteinernen Rieſenbaums. Ein Pförtchen ging auf und er ſah eine ungeheure Kuppel über ſich, hoch und weit und von Golde gleißend, wie der arme Junge dergleichen nicht einmal in ſeinen Träumen erblickt hatte. Der ganze Raum, in dem er ſelbſt nur ſo etwas wie eine Ameiſe war, ſchien eine ſanfte

Musik auszuströmen. Kein Wunder, wenn der gute Junge, Parsival, hier nicht sogleich zu sich kam und eine Weile ganz vergaß, wer er war und was er in dieser Umgebung erfahren wollte.

Als er aus seinem Staunen erwachte, war er allein.

Aber er wurde sogleich in erneutes Horchen, Schauen und Staunen hineingezogen. War dies er selbst, was er ringsum fühlte, hörte und sah? War es am Ende nur seine Seele, die sich mit solchen Visionen erfüllt hatte? War sie, die Seele, der klingende Dom, den er in sich trug? oder war er gestorben und, selbst nur eine klingende Welle der Luft, in allen diesen beweglichen Wundern untergegangen?

Denn wahrlich, alles dies stand nur scheinbar fest und schien vielmehr wie aus ätherischen Stoffen gebildet. Diese mächtige Kathedrale schien außerdem doppelt zu sein und ihn schwindelte, wenn er durch den fließenden Spiegel des Bodens hinabblickend, den zweiten gewaltigen Dom er-

blickte, umgekehrt und wie eine abgrundtiefe Schale unter ihm.

In all diesem Schwanken, Wogen und Klingen war aber eine Stimme verteilt, darin immer der Ruf „Herzeleide“ erzitterte. Der Name der Mutter von jener geheimnisvollen Bedeutung erfüllt, die ihn schon einmal zur Umkehr bewogen hatte.

Und, einem Blinden nicht unähnlich, tappte Parsival vorwärts. Flüchtige Bilder umgaben ihn, schnell entstehend, um schnell zu verschwinden. So glaubte er, aus einem weißen Stoffe gebildet, in lange Gewänder gehüllt, die Mutter zu sehen, einen weißen Leichnam, dem Ermordeten, dem von der Haide gleich, über den Schoß gelegt.

Dies alles ist Zauberei, dachte Parsival, nachdem er in einer schmerzlichen Freude des Wiedersehens seine Hände nach Herzeleiden ausgestreckt hatte und alles wie eine luftige Täuschung zerronnen war.

Indem er noch diesem Blendwerk nachdachte, traten, wie kleine Ameisen, die ersten Gestalten

einer längeren Prozeſſion durch eine Seitenkapelle in die Kirche ein und Parſival wurde aufmerkſam. Der Führer, nun wieder auftauchend, ſagte ihm, daß ſich in dieſem Zuge von alten und jungen Männern auch der Burgherr befinde. Jeder trugen ſie eine weiße Tunika und das große, rote Kreuz, hineingewebt auf der Bruſt. Mit Eintritt der Prozeſſion hatte die feierliche innere Muſik des erhabenen Steingewölbes zugenommen. Der Führer ſagte: es iſt nicht Sitte, daß ein Fremder den Burgherrn anſpricht, Parſival, deshalb bitte ich dich, zu warten bis er ſelbſt das Wort an dich richten wird.

Der Zug kam näher und mit ihm einer, der auf einer Bahre getragen wurde und weit köſtlicher als die anderen gekleidet war. Allen wurde, unter einem ſeidenen Baldachin, ein wundervolles, kriſtallenes Gefäß vorangetragen, das aus ſich ſelber mit einem reinen und weißen Glanze zu leuchten ſchien. Man ſtand nicht ſtill und dem wartenden Jüngling kam es vor, er ſei von keinem

der vielen, feierlich schreitenden Männer auch nur bemerkt worden.

Er wurde unruhig und sein Führer beschwichtigte ihn. In diesem Augenblick ward ein Speer mit blutender Spitze vorbeigetragen. Die Waffe, von ihrem Träger geneigt, ließ aus ihrem geheimnisvollen Blutquell Tropfen um Tropfen in die leuchtende Schale träufeln. Diese hatte man endlich über die Stufen eines Altars hinangetragen und oben als Allerheiligstes niedergestellt.

Natürlich erschienen auch diese wunderbaren Vorgänge dem Knaben als das, was sie waren, nämlich als unbegreiflich wunderbar. Allein unter so vielem Unerklärlichem ward es eine Art Rätsel, dessen Lösung ihn für den Augenblick weniger anreizte. Der Schmerz um die Mutter brannte ihn, durch ihr Abbild, aus Nebel, war alle Sehnsucht des Sohnes wieder geweckt worden und der Anblick so vieler Menschen und Männer brachte ihm die bitteren Worte Herzeleidens über das gesamte Menschengeschlecht wieder ins Gedächtnis zurück.

Er wollte gerade in harte Worte ausbrechen, als Gornemant ihn zur Ruhe verwies, weil, wie er ſagte, das Hochamt beginnen ſollte. Was konnte dies wohl bedeuten ſollen? dachte Parſival. Aber die Frage erſtarb in Trotz und Schmerz, bis die Handlung ſelbſt ihn mit Grauen erfüllte. Denn was nun in dieſer heimlichen und verzauberten Kirche geſchah, war ein fürchterliches Myſterium. Ein gellender Schrei wie von langſamer Marter und Mord zerriß den Raum. Es war, als wenn der blutende Speer langſam in die Bruſt eines lebenden Menſchen geſtoßen würde und als fülle man die Schale mit Blut, das aus der Seite des gefolterten Opfers ſprang. Parſival wollte ohne Beſinnen dazwiſchen ſpringen, denn er glaubte zu ſehen, daß kein anderer, als der Mann auf der Bahre ſo ſchrecklich gequält wurde. Aber Gornemant hielt ihn zurück, mit ruhigem aber feſtem Griff, der den Jüngling mit lähmender Kraft beſchwichtigte.

Ich kann hier meine Zeit nicht verlieren, ſagte da Parſival, während er noch vor Entſetzen zitterte.

Eure heimliche Kirche gefällt mir nicht. Ihr treibt hier Dinge, über die ich am liebsten, das Schwert in der Hand, mit euch abrechnen würde.

Gornemant fragte: Willst du nicht erfahren, was es mit dem Opfer von Fleisch und Blut für eine Bewandtnis hat? — Nein, sagte der Knabe, das will ich mitnichten erfahren! sagt mir, wo meine Mutter ist und wer unsere Hütte in Asche verwandelt hat.

Inzwischen kehrte der Zug, aber ohne die heiligen Gegenstände, die kristallene Schüssel und den blutenden Speer zurück. Diesen, sowie das Blutgefäß hatte man unter ritterlicher Bewachung auf dem Altar zurückgelassen. Der Burgherr aber, der sonderbarerweise der köstlich gekleidete, bleiche Mann auf der Bahre war, ließ diese von ihren Trägern absetzen und sprach den harrenden Knaben mit einer hohlen, ein wenig mühsamen, aber doch festen Stimme an.

Wer bist du?

Ich bin der Sohn Herzeleidens, sagte Parsival.

Wer hat dich hierher gewieſen?

Ein Fiſcher, den ich im See Herzeleidens angelnd traf, ſagte Parſival.

Was war es, wonach der Fiſcher angelte?

Er redete Unſinn. Er ſagte, er müſſe den Fiſch, auf den es ankomme, angeln, bevor er mir etwas von meiner Mutter zu ſagen vermöchte! erwiderte trotzig Parſival.

Warum haſt du die Mutter verloſſen?

Der Jüngling antwortete:

Weil ich ſie an den Menſchen und beſonders an dem einen rächen wollte, der ihr eine geheime, unheilbare Wunde geſchlagen hat.

Der Burgherr fragte: Wer iſt das denn?

Ich weiß es nicht! ſagte Parſival.

Der Burgherr, der ein abgezehrtes und ſchmerzdurchwühltes Antlitz hatte, deſſen eingeſunkene Augen wie ſchwarze Diamanten funkelten, der Burgherr ſchwieg, um ſein merkbar klopfendes Herz und ſeine nach Atem ringende Bruſt zu be-

Im Gral

ſchwichtigen. Dann fuhr er fort: Sieh mir ins Auge, Knabe!

Das tat mit einem wilden und drohenden Blick Parſival.

Weißt du nun, wer ich bin?

Du biſt mein Feind! ſagte, der bitteren Worte ſeiner Mutter über die Menſchen gedenkend, Parſival.

Siehe, antwortete jener darauf, indem er eine Bewegung machte, als wolle er den Hermelin ſeiner Königsgewänder zurückſtreifen — ſiehe, auch ich bin ein Mann, der mit einer unheilbaren Wunde behaftet iſt. Aber da auch ich meinen Brüdern und Schweſtern Wunden geſchlagen habe, ſo habe ich mich dem Dienſte des Verſöhners ergeben und ihm alle Rache anheimgeſtellt. Aber nur an mir ſelbſt, weil ich ſchuldig bin und Leiden verdiene. Ich habe keinen Feind in der Welt.

Das wundert mich, ſagte Parſival.

Der Burgherr darauf:

Haſt du noch niemandem Wunden geſchlagen?

Der Knabe verſtummte und konnte nicht antworten. Da rückte der Zug und war aus der Kirche verſchwunden, ehe der betroffene Parſival wiederum zur Beſinnung kam.

7. Kapitel

Gornemant und ein Trupp von jüngeren Rittern war es, der Parsival aus der Burg über die kristallene Brücke und weiter durch die verzauberte Landschaft das Geleite gab. Der Knabe war bald kleinlaut, bald heftig und geriet zuweilen in Trauer, zuweilen in Wut, weil er weder die Mutter gefunden, noch etwas von ihr erfahren hatte. Oft, als man sich weiter und weiter von der Burg entfernte, sah er sich um, weil irgend etwas Schweres, Neues, in seiner Seele zurückgeblieben war, das einem hier nicht leicht begreiflichen Abschiedsweh recht ähnlich sah. Der alte Gornemant schien das zu wissen, obgleich der Scheidende mit ziemlich verächtlichen und entrüsteten Worten über Burg und Burgherrn um sich warf. Es geht nicht anders,

erklärte er ernſt, ich muß dich bis an die Grenzmarke unſeres Gebietes mit meinen Genoſſen hingeleiten. Du biſt noch in eine Welt verbannt, die nicht unſere iſt. Gott ſei Dank, alter Schafskopf, ſagte, etwas gezwungen lachend, Parſival.

So iſt es recht, du gefällſt mir, ſagte Gornemant. Du haſt mich erkannt. An einem Lamm iſt nichts zu loben, als daß es geduldig iſt. Gönne mir dieſes Lob und ich bin zufrieden. Zum Dank dafür will ich dich nun mit einer kleinen Erinnerung ausſtatten, die dir vielleicht in Zukunft auf deinen Irrfahrten nicht ganz unnützlich iſt.

Dieſes war die Erinnerung, oder eigentlich Belehrung Gornemants:

Es iſt dir, ſeitdem du die Hut Herzeleidens verlaſſen haſt, Parſival, nichts recht nach Wunſch von der Hand gegangen. Vorher hatteſt du Augen, mit denen du alles in der Nähe und Ferne zu erkennen vermochteſt. Von da ab wareſt du nicht viel mehr als blind. Dabei biſt du noch gar nicht einmal tief in die fremde Welt hineingekommen.

Du dachteſt, der Gram um die heimliche Wunde deiner Mutter habe dich zur Wut entflammt und veranlaßt, als Rächer unter die Menſchen zu gehen, von denen dir deine Mutter geſagt hatte, ſie ſeien viel ſchlimmer als wilde Tiere. Aber auch deine Mutter war nur ein Menſch, das bedachteſt du nicht. Und ſo gebe ich es dir heut zu bedenken. Du biſt der Meinung, was dich unter das Geſchlecht der Menſchen trieb, ſei Gram und ſei vor allem der Haß geweſen. Wiſſe, daß Haß ein Zwillingsbruder der Liebe iſt, wenn auch, wie nicht zu leugnen iſt, ein entarteter. Und als du auszogſt, Parſival, ſo hatteſt du zwar den entarteten Zwillingsbruder zur Linken ſichtbar neben dir, aber auch, dir zunächſt noch unſichtbar, zu deiner Rechten, die Zwillingsſchweſter, die Liebe.

Ich möchte dir deinen krauſen, jungen Kopf nicht noch mehr verwirren, Parſival. Ich empfehle dir nur dieſe letzte Zwillingsſchweſter, wenn ſie dir auch zunächſt noch immer nicht ſichtbar iſt! Und nun laß uns von etwas anderem ſprechen.

Der bäuriſche, große Schlingel hatte bis hierher geſpannt zugehört. Er blickte ſich um, er taſtete in die Luft, er glaubte nicht anders, als müſſe er, ſofern der Alte nicht flunkere, Zwillingsbruder und Zwillingsſchweſter fühlen und zu Geſicht bekommen. Wir wollen ſehen, was der Graubart noch weiter vorbringt, dachte er dann.

Gornemant fuhr nun weiter fort:

Seit du an jenem ſtürmiſchen Tage, der die Waldbäume im Forſt deiner Mutter entwurzelte, den Gedanken faßteſt, ungebunden wie der Orkan und der ſeine Ufer mit ſich reißende Bergbach zu ſein, biſt du in ein Netz des Irrtums und in ein Daſein voller Rätſel gefallen. Du erfuhreſt erſtlich durch deine Mutter von Welt und Menſchen. Es fiel ein Schleier deiner Unwiſſenheit. Nun aber wiſſe, daß Welt und Menſchen ein in zahlloſe tauſendfarbige Schleier gehülltes Rätſel iſt. Du retteteſt eine Taube, indem du einen Sperber töteteſt. Bei dieſem Schuſſe hatte dir, ohne daß du es merkteſt, die Zwillingsſchweſter die Hand

geführt. Sie war es auch, die dich lockte und leitete, als du die Taube zu ihrem Täuber, zu ihren halbbebrüteten Eiern ins Neſt zurück ſetzteſt. So lenkte dich Liebe, und iſt es nicht ſonderbar, von Liebe geleitet fandſt du das Schwert. Es hatte einen Rubin am Griff und es war dir, als ſei ein funkelnder Tropfen vom Blut der verwundeten Taube darauf herunter getropft.

So war es, aber wie kann er dies alles wiſſen, dachte ſich Parſival.

Nun ſollſt du erfahren, ſprach Gornemant, was es mit dieſem Schwerte für eine Bewandtnis hat. Es klebt viel unſchuldig vergoſſenes Blut daran. Die wohl von Gott geleiteten Helden, die es gebraucht und mißbraucht haben, wurden zuletzt dahingeführt, es von ſich zu tun. Sie haben es in den Stamm der hohlen Buche verſenkt, wo auch du es fandeſt und wo auch du, von einem Winke Gottes gewürdigt, es wieder verborgen haſt.

Jetzt rannteſt du ſpornſtreichs in die Welt und trafeſt auf das Mägdlein in ihrem Zelte am

Waldesrand! — (Nun weiß ich, wer das gewesen ist, dachte im stillen Parsival. Es ist niemand anders als die Zwillingsschwester, die Liebe, gewesen!) — Dann stießest du mit dem Ritter zusammen, den du, mir nichts dir nichts, erschlagen hast. Du bist kein Mörder, sagte er, als der Jüngling an seiner Seite sich zu einer entrüsteten Unterbrechung anschickte. Ihr habt gekämpft. Das aber hindert nicht, daß du eine schwere und verwirrende Last, daß du Blutschuld auf dich geladen hast. Zwillingsbruder Haß besaß bald danach keine Macht mehr über dich, und du wurdest unwiderstehlich durch Liebe an den Herd deiner Mutter heimwärts gezogen. Du fandest aber deine Mutter nicht mehr, das Dach deiner Jugend war hinweggenommen, das Asyl deiner Jugend war eine verkohlte Trümmerstatt.

Ja allerdings, so war es und nicht anders, rief jetzt mit einem drohenden Eifer Parsival, und ich kenne nun auch den Räuber und Brandstifter. Wehe, der Himmel mag wissen, warum mir, als

ich ihn sah, der rechte Gedanke nicht gekommen ist. Wozu hätte sich sonst der hinterhältige Fischer am See Herzeleidens herumgeschlichen. Aber ich hole mein Schwert wieder dort hervor, wo es verborgen ist. Ich werde den Angler wiederfinden. Und wenn ich ihn finde, soll er mir nicht anders, wie der stolze Herr von der Haide, das grüne Gras mit rotem Blut tränken.

Den Augenblick hast du versäumt, sagte Gornemant. Der kranke Burgherr, den du gesehen hast, und der einsame Fischer im See Herzeleidens sind ein und derselbe Mann gewesen! Schoß es mir doch einen Augenblick lang durch die Seele, als ich ihn ansah, rief Parsival.

Inzwischen war Gornemant mit dem Jüngling auf einem von hohen Rosenhecken umgebenen Wiesenplan angelangt. Die Begleiter waren vorausgeeilt und hatten hier ein Zelt aus schwarzer, blanker Seide mit einem goldenen Kreuz über der vorderen Spitze aufgeschlagen. Hier, sagte der Alte, sind wir nun an der Grenzscheide und ich

denke, du wirst, nicht ohne mich bis zu Ende zu hören, widerspenstig und trotzig aufs neue hinaus in die fremde Welt der Gefahren und Verstrickungen gehen.

Indem er dies sagte, wurden aus dem schwarzen Zelt, während eine sonderbare Musik in der Luft erklang, auf purpurnen Kissen, durch schöne blondgelockte Pagen ein Schwert, ein Helm, ein Schild und ein Harnisch hervorgetragen. Wie kommt ihr zu meinem Schwert? rief der erstaunte Parsival. Der alte Gornemant aber antwortete: wir werden dir auch noch den Falken, die Taube und den Fischer zeigen.

Darauf nahm er den Helm und zeigte ihm einen Falken aus Gold mit einem Pfeil durch die Brust, ein herrliches Bildwerk, womit der Waffenschmied ihn geschmückt hatte. Er nahm den Schild, in dessen Mitte eine blutende Taube zu sehen war. Die Gestalt eines angelnden Fischers zeigte in schön tauschierter Arbeit der Brustharnisch. Diese Zeichen bedeuten Herzeleide, schloß Gornemant,

Parsival wird zum Ritter geschlagen

indem er auf rätſelhafte, aus Rubinen beſtehende Zeichen wies, die in einem Oval um das Bild der Taube auf dem Schilde gefügt waren.

Wem gehört dieſes alles? fragte Parſival mit begehrlich funkelnden Augen.

Knie nieder! befahl, ſtatt zu antworten, Gornemant.

Parſival fühlte nur, wie er willenlos auf die Kniee ſank.

Du ſollſt dieſe Waffen erſt beſitzen und dann verdienen, Parſival. Ziehe hinaus in alle Welt. Aber vorher ſprich mir nach und präge dir ein, was ich ſage. Er ſprach deutlich und laut und ebenſo deutlich ihm nach der Knieende:

Liebe deine Feinde!

Segne, die dir fluchen!

Bitte für die, die dich beleidigen und verfolgen!

„Bitte für die, die dich beleidigen und verfolgen!“ wiederholte mit wunderlich bebender Stimme Parſival, und erhielt im ſelben Augenblick von Gorne-

mant einen so gewaltigen Backenstreich, daß er fast die Besinnung verlor, dann aber wie ein gereizter Löwe aufspringen wollte. Im gleichen Augenblick aber bemerkte er, wie hinter Gornemant ein rotes Banner mit einem von einem Dornenkranze gekrönten schmerzdurchwühlten blutigen Haupte entfaltet wurde, und er hörte die ihm unbegreiflichen Worte sagen: rate Christe, wer ist es, der dich schlug.

Nach diesen Vorgängen ward Parsival schweigend mit dem Helm geziert, mit dem Harnisch bekleidet, es ward ihm ein neues Schwert um die Hüften gegürtet und man tat ihm den Schild an den linken Arm.

Danach klatschte Gornemant in die Hände, man hörte dumpfen Hufschlag, und ein schwarzes, starkes Wildpferd kam zitternd, aber gehorsam, heran, das dichte und lange Mähnen- und Schweifhaar auf der Erde nachschleppend. Gornemant rief: das Streitroß ist dein, Held Parsival. Und alsogleich ward das Roß gezäumt und gesattelt.

Da laß ich mich freilich nicht erſt bitten, ſagte nun Herzeleidens Sohn, indem er ſich leicht in den Sattel ſchwang. Laut wiehernd ſprengte der Rapp mit dem Reiter von dannen.

8. Kapitel

Erſt im Galopp, dann im Trab, zuletzt im Schritt mochte Parſival eine halbe Tagereiſe zurückgelegt haben, als er einen Fluß und die Hütte eines Fährmanns erreicht hatte. Dieſer ſorgte dafür, daß der Rappe Futter bekam, und, weil es Abend geworden war, bot er dem Ritter ſeine Hütte zur Herberge. Du biſt mein Feind, ſagte Parſival, aber es wäre doch ſchlimm, wenn ich die Lehre ſchon vergeſſen hätte „Liebet eure Feinde!“, die mir Gornemant erſt heute Mittag gegeben hat. Damit nahm er die Herberge an und reichte dem armen zerlumpten Schiffer die Hand.

Dieſer ſagte, als er mit ſeinem Gaſte bei Brot, einigen dünnen Scheibchen Speck und einem ſauren Wein zu Tiſche ſaß, und jener ſeine koſtbaren

Rüſtungsſtücke auf eine geſchwärzte Holzbank gelegt hatte: Was bedeutet der Falke mit der durchſchoſſenen Bruſt, den du auf dem Helme haſt? Ich weiß es nicht, ſagte Parſival! — Was bedeutet die Taube auf deinem Schild? Was bedeutet der Fiſcher auf deinem Bruſtharniſch? Du frägſt mich zu viel, alter Biber, ſagte Parſival. Ich denke, die Zukunft wird mich gelegentlich über die Bedeutung aller dieſer Sinnbilder aufklären. Mache dir einſtweilen keine Gedanken darüber und warte geruhig ab, wie ich.

Der Fiſcher wollte aber noch wiſſen, was das Wort Herzeleide bedeute.

Was das betrifft, ſo weiß ich leider mehr, als mir lieb iſt, Beſcheid damit. Herzeleide iſt meine arme Mutter, die ich durch eigene Schuld verloren habe, und die ich nun bis an mein Ende durch alle Welt ſuchen muß.

In dieſer Nacht, auf dem harten Lager des Fährhäuschens, hatte Ritter Parſival einen Traum.

Der in Gold getriebene Falke von seinem Helm kam an sein Bett geflogen und sagte mit deutlicher Stimme: Zieh mir den Pfeil aus der Brust, Parsival. Nein, sagte der Schläfer, denn du hast meine Mutter mit Schnabel und Kralle blutig geschlagen. — Das Bild der Taube löste sich nun vom Schilde los und kam auf Parsivals Brust geflogen. Das Täubchen sagte: Ziehe dem goldenen Falken den Pfeil aus der Brust, Ritter Parsival. Zum größten Staunen des Schläfers hatte jetzt der Falke das Antlitz des kranken Burgherrn oder des mit dem Dornenkranze gekrönten Hauptes bekommen. Als dritte Erscheinung dieses aufgeregten Schlafes trat der Fischer aus dem Brustharnisch an den frischgebackenen schlummernden Ritter heran, um nun auch wieder die Worte zu sagen: Ziehe dem goldenen Falken den Pfeil aus der Brust, Ritter Parsival. Nein, ächzte der Träumer. Aber nun sage mir, was du für eine Art Fischer bist? Ein Menschenfischer! sagte der Angler. Und welches ist denn der Fisch, den du vor allen anderen

fangen mußt? fragte der Träumer. Du biſt es, ſagte der Fiſcher, du ſelbſt biſt der Fiſch, Ritter Parſival.

Am nächſten Morgen wurde der junge Ritter durch den Fährmann hoch zu Roß und im gleißenden Waffenſchmuck, auf breiter Fähre, über den Fluß geſetzt. Vor Tagesanbruch, als ihm die Traumerſcheinungen unter allem, was er ſonſt erlebt hatte, durch den Kopf gingen, ſann er darüber nach, welche Bedeutung er ihnen beimeſſen ſollte. Sicherlich hatten die Sinnbilder ſeiner Waffen und ſeine wirklichen Schickſale in Vergangenheit und Zukunft einen Zuſammenhang. Doch ihn zu erkennen, lag außerhalb ſeiner Geiſteskräfte. Da fragte ihn plötzlich der Fährmann, kurz ehe ſie gegen das andere Ufer anſtießen: Herr Ritter, was habt ihr euch ſelbſt zum Geſetz gemacht? Und Parſival, der ebenſo plötzlich begriff, daß ein echter Ritter nicht nur den allgemeinen Geſetzen der Ritterſchaft unterſteht, ſondern vor allem ſich ſelbſt unverbrüchlich feſte Geſetze adliger Selbſtzucht vorſchreiben

muß, ſagte, als er mit einem gewaltigen Sprung ſeines Gauls das Ufer erreicht und das feurig ſchnaubende Tier gegen Fluß, Boot und Fährmann zurückwandte:

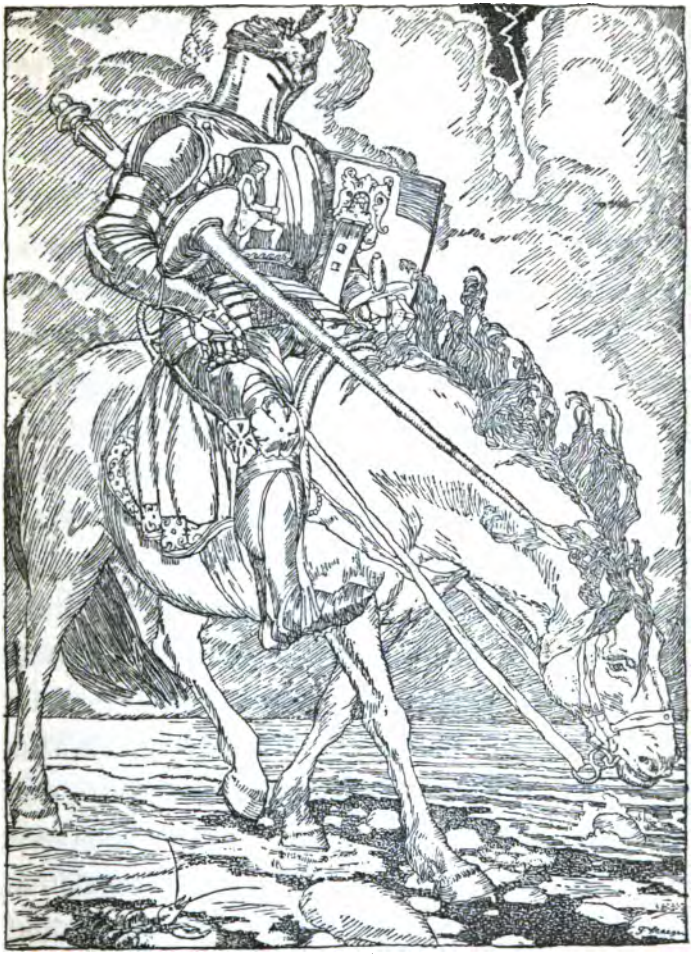
Wenn der Ruhm eines Ritters zu deinen Ohren dringt, der jeden ſeinesgleichen, der ihm begegnet, mit dieſen Fragen ſtellt: Wo iſt Herzeleide hingekommen? Was bedeutet die Taube auf meinem Schild, der durchſchoſſene Falke auf meinem Helm, der Fiſcher auf meinem Bruſtharniſch?, ſo denke bei dir, dies iſt Parſival, Herzeleidens verwaiſter Sohn geweſen. Wenn Parſival aber ohne Gnade auf Tod und Leben mit einem Gegner kämpfen will, ſo wird er ihn mit den Worten anrennen: Stirb, denn du weißt, wo der grauſame Bluthund iſt, der Herzeleidens Wunde geſchlagen hat.

Vom Sporn berührt, ſetzte bei dieſen Worten der Rapp in die Weite.

Nach allen dieſen Ereigniſſen waren Jahre vergangen, während welcher Zeit man an vielen Orten und Enden der Welt von dem ſonderbaren Ritter

erfuhr, der den durchschossenen Falken auf dem Helm, den Fischer und die Taube als Wahrzeichen trug, und jeden niederwarf, der die darauf bezüglichen Fragen nicht zur Befriedigung des jungen Recken beantwortete. Manche der berühmtesten Helden hatte er mit den Worten: „Stirb, denn du weißt, wo der ist, der Herzeleidens Wunde geschlagen hat!“, niedergerannt, so daß er ohne Gnade ins Gras beißen mußte, das heißt, die Getroffenen wälzten sich und bissen im Todeskrampfe tatsächlich in Erde und Gras. Kein Wunder, daß Parsival von dunklen Gerüchten umgeben, vielfach gehaßt und mehr noch gefürchtet war. Einige sagten, er sei von einem eigensinnigen, finsteren Wahne besessen, den irgend ein Fluch über ihn verhängt habe.

Unter den vielen Abenteuern, die der geheimnisvolle und heimatlose Ritter bestand, kam endlich eines, ein einziges, das ihn ernstlich gefährdete und ihn nicht als Sieger entließ. Es war nicht gar weit vom Meere, auf freiem Feld, in herbstlich stürmischer Niederung, als ihm ein Ritter auf



Parsivals Irrfahrten

weißem Pferd mit ſchwarzem Mantel, auf dem nichts als eine goldene Taube zu ſehen war, begegnete. Wo iſt Herzeleide, was bedeutet der durchſchoſſene Falke auf meinem Helm, was der Fiſcher und was die Taube?, fragte wie immer Parſival. Er bekam aber, hinter geſchloſſenem Viſier hervor, nur dieſes zur Antwort: Frage mich nach dem Gral, Ritter Parſival! Aber dieſer ſchrie plötzlich: Stirb, denn du weißt, wo der Bluthund iſt, der meiner Mutter Wunde geſchlagen hat. Und hiermit begann der Kampf, den man weit herum in den niedrig an Kanälen und Seen gelegenen Dörfern hören konnte, der aber nicht mit dem Tode des fremden Ritters, ſondern zunächſt mit tiefer Erſchöpfung beider Kämpen endete. Beantworte meine Frage, keuchte aufs neue Parſival. — Und: frage mich nach dem Gral!, ſcholl wieder die Antwort. Ein neuer Anſturm, wilder als es der erſte geweſen war, brachte die Gegner aneinander. Aber auch diesmal ſiegte nicht Parſival, ſondern es machte viel eher den Eindruck, als ob der fremde,

verkappte Held ihm an Kraft überlegen wäre. Jeder findet einmal seinen Meister in der Welt.

Und wirklich, beim dritten Anprall, hatte nach langem Kampf der Kämpe mit der goldenen Taube sein Knie auf Parsivals Brust gestellt.

Ich sollte euch eigentlich eure gefährliche Rüstung abnehmen, sagte er, mein Herr Ritter Parsival. Aber ich will es vorerst noch nicht tun, sondern euch noch eine Weile, wie einen von stiller Wut befallenen Stier, damit im Lande herumgehen lassen. Ihr seid noch ein wenig ungeschlacht und roh für die Ritterschaft, und hinter eurer Stirn ist, wie mir scheint, ein finsterer, harter und trostloser Winter heimisch. Da ihr nun wehrlos in meine Hand gegeben seid, Ritter Parsival, so seid ihr, wie ihr ja wissen müßt, nach den Gesetzen der Ritterschaft gehalten, meine Befehle auszuführen. Ich befehle euch also erstens, ein Jahr lang weder im eigenen Dienst, noch im Dienste irgend eines Königs, weder im Krieg, noch im Zweikampf, zu kämpfen. Während dieser Zeit mögt ihr, anstatt

die anderen zu fragen, ſelber darüber nachdenken, was es mit Falke, Taube und Fiſcher für eine Bewandtnis hat, wo eure Mutter ſein könnte, und der, der ihr die Wunde geſchlagen hat. Ihr ſollt außerdem über den Gral nachdenken, und euch, wie ich gebiete, friedlich darüber zu unterrichten ſuchen, was er ſei und auch darüber, wer euer Vater iſt.

Zerknirſcht, und vor Scham, ob ſeiner verlorenen Waffenehre, faſt vergehend, verſprach dies alles der Überwundene.

9. Kapitel

In einer recht trüben Verfassung kam der Held durch das Tor einer volkreichen Stadt geritten. Er hatte seinen Helm an den Arm gehängt und sein unbedecktes Haupt lag ihm, wie schlafend, nach vorn über auf der Brust. Man wies ihm, auf seine müde Frage, die nächste Herberge. Der Rappe war bestaubt, mit Schmutz bedeckt und blutete aus mehreren Wunden. Aber der Ritter überließ ihn den Knechten des Wirtshauses, ohne sich weiter um ihn zu kümmern und zog sich in das ihm angewiesene Zimmer zurück.

In dieser Stadt herrschte Blancheflour, eine schöne Jungfrau, als Königin. Der Ruf ihrer blonden Schönheit, der weit verbreitet war, hatte eine Menge Freier angelockt, unter denen sich aber

der noch nicht gefunden hatte, den sie lieb haben und zu ihrem Manne und Könige machen konnte. Von ihrer Burg, hoch über der Stadt, sah man das Meer und sah den Hafen und sah die reich beladenen Frachtschiffe aus aller Herren Länder mit der Flut herein und hinaus segeln.

Aber trotzdem und obgleich sie eine alte freundliche Muhme bei sich hatte: die Jungfrau Königin langweilte sich. Man hatte dafür zu sorgen, daß sie täglich mit allen Neuigkeiten der Stadt unterhalten wurde. Sie hielt darauf, von jedem merkwürdigen Gast zu erfahren und berühmte Reisende, oder solche von Stand, sich persönlich vorstellen zu lassen.

Als sie von der Ankunft eines verwundeten jungen Ritters erfuhr, der, mit kalkbleichem Angesicht, trübselig auf schwarzem, zerschundenem Rößlein in die Stadt geritten war und Unterkunft im Wirtshaus „Zum blauen Ranzen“ gefunden hatte, ward sie aufmerksam. Vielleicht würde sie ein Ritter mit eisgrauem Bart weniger als der noch fast bartlose

Blancheflour lauſcht dem Saitenſpiel

Jüngling beschäftigt haben. Sie wollte wissen, und zwar genau, wie der Ritter gewappnet war.

Darauf hatte man nun nicht besonders Acht gegeben. Ein Diener Blancheflours brachte indessen von einem Stallknecht im „Blauen Ranzen“ heraus, was sie gerne gewußt hätte, und so sagte man ihr über Helm, Schild und Brustharnisch des erschöpften und verwundeten Ritters Bescheid.

Seltsamerweise ward sie hierdurch auf eine tiefe und freudige Weise aufgeregt und würde am liebsten den kranken Ritter sofort besucht haben, aber man sagte ihr: er habe die Tür verschlossen und liege vermutlich im festen Schlaf.

Da gab sie Befehl, man solle dem Ritter Ärzte und Wein schicken. Er solle bei seinem Erwachen aus der königlichen Küche gespeist und mit aller erdenklichen Sorgfalt gepflegt werden.

Sie schlief sehr unruhig diese Nacht. Am nächsten Tag, gegen mittag, ward ihr der fremde noch immer bleiche Ritter vorgeführt.

Ehe beide noch miteinander redeten, fühlte Blancheflour ebenso wie Parsival, daß ihre Schicksale fortan auf ewig miteinander verbunden wären. Ihr Herz war verloren an Parsival, bevor die Jungfrau die roten Lippen ihres süßen Mundes zum ersten Gruße geöffnet hatte. Und Parsival, der, sich mit seinem Falkenhelme tief verneigend, vor ihr stand, wäre am liebsten hier zum ersten Mal wirklich besiegt, als Knecht und Sklave zu ihren Füßen gesunken. Herr Ritter, begann nun mit leise bebender Stimme Blancheflour, während ihre würdige Muhme mit einer hohen, weißen Haube hinter ihr stand, Herr Ritter, ich habe euch aus einem ganz besonderen Grunde herbeschieden und sage euch zunächst meinen Dank, daß ihr gekommen seid. Man hat mir gesagt, und ich sehe es nun mit eigenen Augen, ihr tragt einen goldenen durchschossenen Falken auf dem Helm, die Gestalt eines Fischers auf dem Brustharnisch und eine Taube auf eurem Schild. Alle diese Sinnbilder sind mir aus einem gewissen Grunde, den ich euch später

ſagen werde, merkwürdig. Wenn es euch nicht zuwider iſt, Herr Ritter, wollt ihr mir ſagen, wer euch dieſe Waffen gegeben hat.

Parſival küßte der Dame die Hand: Gornemant, ſagte er, hat mir die Waffen gegeben.

Die Königin ſchwieg. Die Muhme mit der hohen weißen Haube und dem anliegend engen ſchwarzen Tuchkleide indeſſen fragte: Herr Ritter, ſagtet ihr Gornemant? und ſetzte hinzu, als jener zuſtimmend antwortete: Dann ſeid ihr der erſte, der mir nach fünfundzwanzig Jahren etwas von dem Bruder des verſtorbenen Königs, dem Bruder meines ebenfalls verſtorbenen Mannes, von dem verſchollenen Herzog Gornemant, berichten kann. Sie weinte laut und Königin Blancheflour, ein Name, der dasſelbe wie Weißdornblüte bedeutet, hatte Not, ſie ſo weit zu tröſten, daß ſie wieder zu einiger Faſſung kam.

Ja, Herr Ritter, erklärte nun mit einem tränenumflorten Blicke Blancheflour: der König, mein Vater, der Mann meiner guten Tante und der ver-

ſchollene Herzog Gornemant ſind drei unzertrennliche Brüder geweſen, bis, wie die Familienchronik meldet, Gornemant in das heilige Land aufgebrochen und ſeitdem verſchollen geblieben iſt. Jene Abzeichen, die ihr tragt, trug auch er an den Waffen. Und ſie ließ eine ſogenannte Miniatur-Handſchrift herbeibringen, einen koſtbaren Kodex, auf deſſen Pergamentblättern, prächtig in bunter Tuſche ausgeführt, auch Parſivals Waffenrüſtung, Stück um Stück, zu ſehen war.

Kein Zweifel, ſagte er, ſo iſt es euer Oheim geweſen, der mich mit ſeinen eigenen Waffen bekleidet und zum Ritter geſchlagen hat. Aber ich glaube, ich war dieſer Ehren nicht wert.

Beide Damen boten nun Parſival in einem Flügel des Schloſſes gaſtliche Aufnahme. Aber er ſagte: ich bin es nicht wert!

Wie eine Art Beichte war es, als er nun mit einer trüben Ergebung die Gründe für ſeine Weigerung zu erkennen gab. Das Lange und Kurze der Beichte war: er habe weder ſeiner Mutter noch den Waffen

Gornemants Ehre gemacht, und ſein hoffnungsloſes, finſteres Gemüt, ſtimme nicht zu dem heiteren Geiſte des Lichtes, der Schönheit und der Liebe in Blancheflours Königreich. Übrigens ſei er kein Ritter mehr und jedenfalls auf eine furchtbare Weiſe beſiegt worden. Wenn man ihm ſeine Waffen überhaupt noch gelaſſen habe, ſo ſei es aus Gnade geſchehen und mit der Bedingung, ſie ein Jahr lang nicht zu gebrauchen. Daß ich ihrer nicht wert bin, mögt ihr auch aus den Worten des Ritters entnehmen, der mich nicht weit von eurer Stadt niederwarf. Er gebot mir, ſtatt Andere über den Sinn meiner Abzeichen auszufragen, ein Jahr lang ſelber darüber nachzudenken. Und außerdem ſollte ich noch über etwas anderes nachdenken: über den Gral.

Da ſagte Blancheflour: das ſollt ihr nirgend anders als hier in der alten Bibliothek meines Schloſſes tun, wo auch die Handſchriften über den heiligen Gral zu finden ſind, die auch meinen Oheim Gornemant zu ſeinem Zuge ins heilige

Land veranlaßten. Er saß vergraben in diese Handschriften, nicht nur ein Jahr, sondern Jahre lang, und Nächte durch konnten die Wächter auf den Türmen und in den Gassen der Stadt das Licht im Söllerfenster hier oben sehen, wo der einsame Mann dem Geheimnis des Grales nachforschte. Ich kann keinen Buchstaben lesen, sagte da Parsival. Um so besser, sprach Blancheflour, dann will ich euch vorlesen.

10. Kapitel

Von jetzt ab sah man den Ritter Parsival nicht mehr auf den Landstraßen. Sein schwarzes Roß stand im Marstall der Königin Blancheflour oder wurde von königlichen Bereitern in der Reitbahn getummelt. Seine Rüstungsstücke waren in einer besonderen Waffenkammer niedergelegt, wo sie schon zu Zeiten des verschollenen Gornemant aufgehoben wurden.

Parsival selbst ging in weichen Schuhen, grünem pelzverbrämten Rock und hatte höchstens ein Gartenmesser im Gürtel. Sein blondes Haar fiel offen über die Schultern herab.

So sah man ihn oft durch die Gärten des Schlosses wandern, deren Schönheit weit in der Welt gerühmt wurde, wenn auch nicht so weit, wie die lieb-

liche Weißdornblüte Blancheflour, die er barg. Wer aber in jenem Jahr Parsival zu Gesicht bekam, der brauchte nach Blancheflour nicht zu suchen, denn allermeist war sie neben ihm. Im Lande, sowie über dessen Grenzen hinaus, rechnete man allbereits damit, den jungen Ritter eines Tages zum Prinzgemahl erhoben zu sehen.

Blancheflour wurde Parsivals Lehrerin. Seine rauhen Sitten milderten sich, der Einfluß des edlen und holden Mädchens brachte zuwege, was Mutter Herzeleide nicht vermocht hatte. Der junge Recke kannte ihr gegenüber keinen Widerstand. Anfänglich pflegte sie ihm mit ihrer wohlklingenden Stimme vorzulesen, bis sie seine Wißbegierde geweckt hatte und er, wie ein A-B-C-Schütz, zu buchstabieren begann. Sie ließ ein goldenes Schreibzeug herbeibringen und nun führte sie dem rüstigen Helden wie einem kleinen, törichten Knaben die Hand.

Alle diese Studien hatten den allergrößten Beifall Parsivals und er begriff nicht, wie ein Schüler

jemals den Gedanken, aus der Schule zu laufen, faſſen konnte.

Keine drei Monate waren vergangen, bis der Ritter ein wenig leſen und ſchreiben, Laute ſpielen und dies und jenes melodiſche Liedchen ſingen konnte. Aber Blancheflour hatte ihm andere, noch viel ſchönere Dinge gelehrt, unter denen das frohe und herzliche Lachen, das ihm früher ganz unbekannt geweſen war und worauf er ſich nun aufs beſte verſtand, nicht das geringſte war. Freilich waren unter den Gaben noch köſtlichere. Ihre Nähe hatte die Kraft, jederzeit für Parſival die Nacht in Tag, den Tag in ein Feſt zu verwandeln. Damit aber war die Fülle der Wunderkräfte noch nicht erſchöpft, die ſie auf den ehemals in dumpfen Schmerz über den Verluſt der Mutter, in Irrtum und ſtille Wut gefallenen Mann ausübte, der auch ſeine Erfahrungen in der myſteriöſen Burg nicht zu ſeiner Belehrung gebrauchen konnte. Nämlich Blancheflour, in dieſem Fall eine Samariterin, vermochte die brandigen Stellen auszuheilen, wo

die schmerzlich gehässigen Lehren der Mutter sich eingefressen hatten, ja sie ersetzte das Gedächtnis der Mutter und damit den Schmerz über diesen Verlust und ihr Leid in der Seele Parsivals durch ihre eigene, liebliche Gegenwart.

Er begleitete sie zum Dom und sah ihre Andacht, wenn unter Neigen und Beugen, unter Musik, die heilige Messe zelebriert wurde. Durch ihre Erklärungen ward ihm nach und nach der ganze Vorgang, wenn auch natürlich nur als ein unbegreifliches Wunder, verständlich gemacht. Er wurde nach einiger Zeit für genügend reif befunden, nun auch den Leib des Herrn zu genießen.

In der alten Bibliothek des Schlosses fand sich ein Pergament, das über den durchschossenen Falken, die Taube und den Fischer Auskunft gab. Es waren da gewisse Mysterien, Blancheflour ebenso neu, wie Parsival, weshalb sie beide gemeinsam, fast Wange an Wange, ihre Gesichter über die Schrift beugten. Oft waren sie gar nicht ernst, und die Buchstaben wurden unter den Tränen, die sie

lachten und unter dem Geringel ſeiner und ihrer Locken, die ſich über dem Buche vermiſchten, unſichtbar.

Im Umgang mit Blancheflour konnte der Ritter ſich bald der Einſicht nicht mehr verſchließen, daß jeder Menſch, wie immer geartet, einen Vater hat. Der Gedanke, auch er habe nun einen Mann zum Vater gehabt, machte ihn anfänglich glücklich und unruhig.

Dann fragte er ſich, warum ſeine Mutter nie vom Vater geſprochen hatte, die ihn doch nicht anders wie Blancheflour ihn, den Parſival, gekannt haben mußte. Seine Gedanken in dieſem Betracht waren vorwurfsvoll. Er fand, Herzeleide habe kein Recht gehabt, ihm Namen, Stand und Aufenthalt ſeines Vaters und überhaupt den ganzen Vater vorzuenthalten. Hier war es wiederum Blancheflour, die ſein immer etwas ſchroff zufahrendes Urteil linderte. Sie erzählte ihm Fälle, wo Ehen in Trübſal enden, die anfangs eitel Glück und Wonne geweſen ſind. Dies brachte

aber Parsival in Gefahr, in die alte Trübsal zurückzusinken.

Er war nämlich auf den Gedanken gekommen, wie es möglicherweise sein eigener Vater gewesen sei, der Herzeleide die unheilbare Wunde geschlagen habe. Mit diesem Gedanken ringend, ließ er sich tagelang nicht sprechen und kam auch nicht an die frische Luft heraus. Mit welcher Blindheit hatte er nicht dann wie nach seinem Todfeind nach dem Vater gesucht, dem er jetzt mit einer ganz anderen Empfindung begegnen würde. Welche unendlich gütige Fügung hatte verhütet, daß er zum Mörder seines eigenen Vaters geworden wäre.

In diesem Zusammenhang fiel Parsival nun wieder der schwarze Ritter mit der goldenen Taube ein, der sich wie eine eiserne Wand auf seinem Wege aufgerichtet, und als er dawider rannte, ihn niedergeworfen hatte. Warum mochte der Fremde das Visier, selbst nach dem Siege, nicht geöffnet haben, warum hatte er gerade ihn gesucht und wer mochte

er sein? Unmöglich konnte ein kranker und verwundeter Mann solche Kraft entfalten. Mit dieser Überzeugung wies Parsival einen Gedanken ab, der sich immer wieder aufdrängen wollte, wonach nicht nur der Fischer am See Herzeleidens, der kranke Burgherr, sondern auch der schwarze Ritter mit der goldenen Taube ein und derselbe Mann gewesen war. Jedenfalls wollte er nun die Königin Blancheflour ersuchen, mit ihm in das Studium des Grals und seiner Bedeutung einzutreten.

Das tat er, und die Königin führte ihn in die Bibliothek, die ein sehr weitläuftiges, altes Gewölbe war. Es waren da, von Buchgelehrten bewacht, viele kostbare Codices aufgespeichert. Ein würdiger Weißbart verbeugte sich vor der Königin und führte das Paar in einen abgelegenen und kapellenartigen Raum, der von sonderbaren Ampeln, wie man sie in Moscheen sieht, mystisch erleuchtet wurde. Hier erhob sich ein alter, würdiger Araber in grünem Turban, mit langem, weißen Bart, von einem, mit einer Leselampe besonders

erhellten grünen Tisch, wo er eine alte arabische Handschrift aufgeschlagen hatte. Sein weites weißes Beduinengewand wogte gleich einer Wolke um ihn.

Beinahe wäre Parsival wirklich in den Irrtum verfallen, den alten Araber für den lieben Gott zu halten, von dem er in den letzten Zeiten so viel Mystisches und Wunderbares gehört hatte. Ehe er sich aber durch eine unbedachte Frage verriet, sagte der Buchgelehrte, wie es sich hier um einen arabischen Forscher und Weisen handele, der seit mehr als siebzig Jahren alle vorhandenen Pergamente nach dem tiefsten Geheimnis des Grals durchforsche, ein Geheimnis, das er mit der Bibel der Mohammedaner, dem heiligen Koran, in Einklang setzen wolle.

Sowohl Blancheflour als Parsival sank der Mut, als man ihnen die endlosen Bücherreihen zeigte, deren Bände alle vom heiligen Gral handelten. Man hätte, um durchzukommen, sicherlich mehrere hundert Jahre gebraucht, wenn man Tage und

Nächte einzig und allein auf Leſen verwendet hätte. Blancheflour forderte aber, ihrer Gewohnheit in ſolchen Fällen gemäß, alsbald den Buchgelehrten auf, ihr über das Wichtigſte aus der Sage vom Gral einen kurzen Vortrag zu halten. Der Araber hatte ſich wiederum über ſein Pergament gebeugt und der Buchgelehrte begann.

11. Kapitel

Der Vortrag des Buchgelehrten

„Als der Herr Jesus Christus zu Jerusalem von „seinem Volke ans Kreuz geschlagen wurde, eine „schreckliche Tat, die sehr vielen Heilbringern von „ihrem eigenen Volke widerfahren ist, veranlaßte „ein reicher und würdiger Mann, Josef von Ari„mathia, daß man den Leichnam nach einiger Zeit „von diesem entehrenden Galgen nahm und in das „Erbbegräbnis zur Ruhe brachte, das er selber in „seinem Garten besaß. Er kam dafür in Gefangen„schaft und einige wollen behaupten, er habe, vier„zig Jahre vergessen, ohne Speise und Trank im „Kerker gelebt.

„Und ohne Tageslicht", sagte der Araber.

„Ja“, wiederholte der Buchgelehrte, ein bischen geärgert, „auch ohne Tageslicht“.

„Vindicta salvatoris“, ſagte der Araber.

Aber ohne ihn zu beachten, fuhr der Buchgelehrte in ſeinem Vortrag fort:

„Während dieſer vierzig Jahre der Gefangen-
„ſchaft ward Joſef von Arimathia durch himm-
„liſche Speiſen und himmliſchen Trank am Leben
„erhalten. Jeſus Chriſtus ſelber, der Heiland, hatte
„ihm nach ſeiner Auferſtehung eine leuchtende
„Schüſſel aus Kriſtall in den feſtverſchloſſenen Ker-
„ker gebracht, ein Gefäß, in dem auch Speiſe und
„Trank niemals verſiegten. Dieſes Gefäß wird der
„Gral genannt.

„Man hat ſich über die Herkunft dieſes Gefäßes
„den Kopf zerbrochen. Gewiß iſt nur, daß er durch
„die Hände des Heilandes wundertätig geworden
„und dem Joſef von Arimathia geſchenkt worden
„iſt. Einige ſagen, das heilige Blut des Heilandes
„ſei darin aufgefangen worden, als man den Leich-
„nam vom Kreuze nahm ...“

Der Araber sagte: „Es ist nichts anderes, als die Schüssel gewesen, in der beim letzten Abendmahl, das Jesus mit seinen Jüngern hielt, das Osterlamm, die geheiligte Osterspeise, gelegen hat."

„Darauf wünsche ich eben zu kommen", sagte der Buchgelehrte. „Meine Dispositiön, der ductus meines Vortrages . . ."

„Ich neige überhaupt zu der Ansicht," sagte der Araber, „der Gral ist der Kelch des Abendmahls und keineswegs die Fleischschüssel gewesen."

„Wie dem auch sei", fuhr der Buchgelehrte den „Araber übertönend fort, „ob Kelch, ob Fleischschüssel, „die göttliche Allmacht hat vielleicht beides in eins „zu verwandeln für gut befunden. Jedenfalls, „durchlauchtigste Königin Blancheflour und edler „Herr Ritter, haben wir in der heiligen Messe, die „man unten im Dome und in der Schloßkirche zele„briert, einen Abglanz des Wunders, das Josef von „Arimathia in der Gefangenschaft widerfahren ist."

„Aber nur einen Abglanz," sagte der Araber.

„Ich werde euch", sagte der Gelehrte, „meinen Vortrag, besser vorbereitet, zu gelegener Stunde „halten, durchlauchtigste Königin. Wenn auch Mess' „und Gral verschieden sind, so hat doch auch die „Patene, von der man den „Leib des Herrn" ver„teilt, zuweilen die gleichen Wunder getan. Aller„dings ist der Gral ein Geheimnis geblieben. Josef „von Arimathia brachte das Wundergefäß von „Jerusalem in die nördlichen Länder mit, als er, „nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft, „mit einer kleinen Gemeinde seiner Verwandten „und Mitchristen von Palästina auswanderte. Aber „kein Sterblicher weiß genau, wo das Gefäß ge„blieben ist."

„Ich werde es bald erfahren", sagte der Araber. „Die Sterndeuter haben mir ein Alter von hundert und fünfzehn Jahren vorausgesagt, und ich brauche noch höchstens elf Jahre zur Vollendung meiner Studien. Dann würde ich immer erst hundertundein Jahr zählen, und ich wäre alsdann, dreiundzwanzig Jahre vor meinem Tode, so weit,

den Weg zur Genossenschaft des Grals und zur Gralsburg mit verbundenen Augen zu finden."

„Was ist die Genossenschaft des Grals?" fragte Parsival.

„Josef von Arimathia hat sie gegründet," sagte „der Araber. „Elf Gralsgenossen bilden sie. Der „Platz des Josef von Arimathia wird bereits vom „einundzwanzigsten Nachfolger eingenommen. Der „Name des heutigen Presbyters oder Gralskönigs „ist Amfortas, wie ich jetzt ganz sicher ermittelt habe. „Bei der Tafelrunde, so verlangt es die vom Pro„pheten Jesus selber eingesetzte Ordnung des „Gralsdienstes, wird der Platz zur Rechten des „Königs freigelassen. Elfhundert Jahre wartet man „nun auf des Propheten Wiederkehr."

„Des christlichen Heilandes", sagte der Buchgelehrte. „Mit Allah und seinen Propheten haben höchstens blinde Heiden zu tun".

„Ich sehe mehr als du", sagte der Araber, und dabei blickte er Parsivals weiße und hohe Stirne lange und forschend an.

„Vergebt mir, weiser Mann," sprach der Buchgelehrte, „wenn meine Zweifel an eurem letzten Wort nicht ganz zu beschwichtigen sind."

Aber der Araber, ohne den Blick von Parsival abzuwenden, schloß mit einer Art Feierlichkeit:

„Herzeleide lebt in des Königs Herzen. Der Hüter des Grals ist verwundet, ist krank. Amfortas wartet auf seinen Sohn. Springinsfeld wird ihn finden."

Die Bedeutsamkeit dieser Worte war an Blancheflour ziemlich spurlos vorübergegangen. Desto größeren Eindruck machten sie aber auf Parsival. Im Weggehen sagte die junge Königin: Du hättest Gornemant über den Gral, seine Herkunft und seinen gegenwärtigen Aufbewahrungsort fragen sollen. Die Nachrichten, die uns die Bücherwürmer gegeben haben, befriedigen mich nicht.

Der Ritter sagte:

Wenn du mir eine Stunde Gehör schenken kannst, so will ich dich besser unterrichten. Der Disput des Buchgelehrten mit dem Araber und besonders dessen

letzte Worte haben mir mit einem Schlage die Irrtümer und Verſäumniſſe meiner Vergangenheit klar gemacht, was ich verloren und was ich beſeſſen habe. Siehe Blancheflour: mir ward der Gral gleichſam in die Wiege gelegt, ich aber erkannte ihn nicht und wußte ihn nicht zu würdigen. Die Schuppen ſind mir nun von den Augen gefallen.

12. Kapitel

Blancheflour wünschte, mit Parsival Hochzeit zu halten und so war es ihr schmerzlich zu bemerken, wie der Geist der inneren Unruhe, der Geist der Unrast wieder über ihn Macht gewann. Sie mußte fürchten, er werde noch vor der Vermählung aufbrechen, um vorher, wie er sagte, nach Möglichkeit alles Versäumte nachzuholen und alle Wirrnisse aufzuklären, die ihn belasteten.

Er hatte der Geliebten von der Gralsburg erzählt, in der gewesen zu sein er behauptete. Er hatte Gornemant einen Paladin des heiligen Grals genannt. Er hatte von einem gellenden Schmerzensschrei vieles gesprochen, den der Gralskönig bei einem blutigen Meßopfer ausgestoßen habe und dessen Erinnerung ihn nicht zum geringsten ver-

düſtert und verwirrt habe. Er habe oft nachts, im Traum, dieſen Schrei gehört und ſei von ihm gleichſam ruhelos durch die Welt gejagt worden. Jeder trägt ſein Leiden, erklärte er, ſolange er muß und nur der Menſch kann den Menſchen erlöſen.

Es iſt nicht gut, ſagte die Tante mit der weißen Haube zu Blancheflour, daß Parſival ſich in dieſe Phantaſien vom Gral hinein verwickelt. Ähnlich war es damals mit Gornemant. So fing es auch an, in ſeinem Geiſt zu irrlichtelieren. Dann ging er davon und iſt nicht wiedergekehrt. Es iſt ja möglich, fuhr ſie fort, er lebt vielleicht und hat vielleicht wirklich irgendwo unten in der Türkei deinen Parſival zum Ritter geſchlagen. Möglicherweiſe hat aber dieſer auch nur irgend einem Beſiegten die Rüſtungsſtücke abgenommen, der ſie vielleicht von Gornemant geraubt und mit dem angemaßten Namen zugleich getragen hat. Je mehr ich es mir überlege, je weniger ſcheint mir die Geſchichte glaubhaft zu ſein, die uns Parſival von ſeinem Ritterſchlag durch Gornemant gegeben

hat. Der Gute leidet an Einbildungen. Gornemant ist gewiß im Kampf um das heilige Grab schon lange zugrunde gegangen.

So weit ging nun Blancheflour in ihren Zweifeln allerdings nicht. Aber ihr ward doch bange um Parsivals gesunde Vernunft, als er ihr allen Ernstes sagte, daß Amfortas, der Hüter und König des Grals, wie er nun wisse, sein leiblicher Vater sei.

In langen Gesprächen erklärte er ihr, auf welchem Wege er diese nun feste Überzeugung erlangt habe. Die Seele meiner Mutter, Herzeleidens, konnte mich beschützen, so lange ich darin eingeschlossen war. Außerhalb ihrer Grenzen konnte sie nichts zu meinem Heile tun. Ich sah meinen Vater zum ersten Mal, als ich eine verwundete Taube wiederum in ihr Nest zurückgebracht hatte. Ihr Verfolger, ein Falke, lag unten, von einem Pfeile durchbohrt. Mein Vater aber, der in jenem Augenblick einem Fischer glich, war auf dem See Herzeleidens mit Angeln beschäftigt. Der Fisch,

den er damals zu fangen wünſchte, bin ich. — Ich ſah meinen Vater zum zweiten Mal und zum dritten Mal, kurz bevor ich und kurz nachdem ich die Hütte meiner Mutter als Aſchenhaufen wiedergefunden und Herzeleiden für immer verloren hatte. Wiederum ſchien er nichts weiter als ein gewöhnlicher Fiſcher zu ſein. Aber er hatte nur die Inſignien ſeiner Würde abgetan, denn er iſt und war ſchon damals der Gralkönig. Er wies mir den Weg in den Schutz der heiligen Burg Montſalvatſch hinan! — Ich ſah die Burg und ich ſah den Gral und ich höre die Worte noch im Ohr, die mich mein Vater als Gralskönig fragte und was ich ihm antwortete. Kennſt du mich? ſprach er. Und ich darauf: Ja, du biſt mein Feind. Da verſcherzte ich den Gral, den Vater und Herzeleiden! — Zum Ritter geſchlagen, durch Gornemant, hatte ich dann in der Hütte des Fährmanns dieſen Traum. Der Falke von meinem Helm kam an mein Bett geflogen und ſagte, zieh mir den Pfeil aus der Bruſt, Parſival. Die Taube von meinem

Schilde löſte ſich los. Sie flatterte ängſtlich über mir und ſagte: Ziehe den Pfeil aus des goldenen Falken Bruſt. Du ſollſt den Pfeil aus des Falken Bruſt ziehen, ſagte der Fiſcher und war ebenfalls an mein Bett getreten. Was biſt du für eine Art Fiſcher? fragte ich. Ein Menſchenfiſcher! gab er zur Antwort. Unter den Menſchen aber biſt du der Fang, den ich vor allen anderen aufs Trockene bringen muß. — Ich ſah meinen Vater zum letzten Male wieder, ſüße Königin Blancheflour, bevor ich als ein beſiegter und geſchlagener Mann zu euch kam. Kein anderer als er iſt der ſchwarze Ritter und mein Meiſter im Kampf geweſen. Er tat ſein Beſtes und Letztes an ſeinem mißratenen Sohn, durch eine erſte, wohlangebrachte, gewaltige Züchtigung. Dadurch kam ich zu euch und in eurer beglückenden Nähe iſt aus dem wilden Tiere des Waldes allererſt ein menſchenmögliches Weſen geworden. Nun weiß ich erſt, wie ein jeder Kampf, der würdig ſein ſoll, nur um des Friedens willen gefochten wird.

Parſivals Hochzeit mit Blancheflour

Die arme, ſüße Weißdornblüte wußte mit allen dieſen labyrinthiſchen Dingen nichts anzufangen. Sie wollte heiraten, wollte den Jüngling zum Könige machen und ſie allein wollte die Beſitzerin und Bewohnerin ſeiner Seele ſein. Erlöſe mich! erlöſe deine arme, einſame, dich mit jeder Faſer des Herzens liebende Blancheflour! rief ſie, als er ihr ſeinen Entſchluß, den Gralskönig aufzuſuchen und von ſeinen Schmerzen zu erlöſen, verkündigte. Er habe, ſagte er, keine Ruhe bei Tag und bei Nacht, bevor der Pfeil nicht aus der Bruſt des goldenen Falken entfernt wäre.

Indeſſen wurde auf Betreiben Blancheflours alles zur Vermählungsfeier eilig bereit gemacht und ſie gewann es auch über Parſival, daß er in die Trauung einwilligte. Der Ritter ſchien fortan mit ſeinem Schickſal zufrieden zu ſein und der Gral, ſowie alles was damit zuſammenhing, war hinter gegenwärtige Freuden zurückgetreten. Endlich war es ſo weit, unter Glockengeläut und Volksjubel ward Blancheflour mit der Myrte geſchmückt, an

der Seite des ſchönſten Mannes zur Kirche und zum Altar geführt, wo ſie den Schwur der Treue ablegten und der Prieſter ihre Verbindung ſegnete.

Am Abend des feſtlichen Tages war das glückſelige Paar gemeinſam zur Ruhe gegangen. Am nächſten Morgen erwachte Blancheflour und fand den Platz ihres Gatten leer. Parſival ward geſucht, aber der Tag verging und Tage vergingen und niemand vermochte, ihn aufzufinden. Die Königin ward zum Tode krank, und als ſie genaß und neue Kräfte ſich einſtellten, ſchien ſie um zehn Jahre älter geworden. Man erkannte ſie kaum noch wieder, bleich und abgezehrt, wie ſie war, in ihrem ſchwarzen Witwengewand.

13. Kapitel

Also war Ritter Parsival heimlich davongegangen. Noch bevor es tagte, hatte er seine wilde Rappstute selbst gezäumt, Waffen und sonstige Rüstung angelegt und war in die Nacht hineingeritten.

Mitten im Dome, während der Trauung, hatte er ganz andere Klänge aus der fernen, heimlichen Kirche gehört und während der Hochzeitstafel, mitten in aller Schwelgerei und allem Jubel, hatte er plötzlich im Geiste das Banner mit der Dornenkrone vor Augen gesehen und den Schmerzensschrei des Amfortas vernommen.

Als es aber dann dunkel ward und Säle und Zimmer des Schlosses von Lichtern strahlten, erhob sich ein klagender Wind um das Haus, aus

deſſen Wehen Parſival immer wieder das Wort Herzeleide, Herzeleide! heraushörte.

Da ſagte ſich Parſival, ſo lange ich nicht den Ruf der Mutter und den furchtbaren Schmerz des Vaters zum Schweigen gebracht habe, kann ich nicht glücklich ſein. Und alſo, ſo ſehr es ihm auch in der Seele wehe tat, mußte er ſeine junge Gattin verlaſſen.

Nun war er zwar lange kreuz und quer durch die Welt geirrt, aber er zweifelte doch keinen Augenblick daran, den Weg nach der Gralsburg wieder zu finden: lag ſie doch nicht allzuweit von dem Platze entfernt, wo Mutter Herzeleidens Hütte geſtanden hatte. Aber ſchon dieſe Gegend wiederum aufzufinden, war, wie ſich bald ergab, nicht ſo leicht.

Schließlich fand er den Aſchenhaufen doch, ohne recht zu wiſſen, wie lange Zeit er zur Reiſe dahin gebraucht hatte. Als er die Stätte der traurigen Trümmer wiederſah, weinte Parſival. Er weinte lange, eh' er ſich weiter auf die Suche begab.

Der See Herzeleidens war bald erreicht, von nun an jedoch ſchien alles ringsum den deutlich in ſeiner Erinnerung haftenden Vorgängen der Vergangenheit Hohn zu ſprechen.

Im Stillen hatte er hier ſchon auf den Vater in Geſtalt des Fiſchers zu treffen gehofft. Allein, da war, ſo weit das Auge über die ſchwarze, unbewegliche Waſſerfläche zu reichen vermochte, kein menſchliches Weſen zu entdecken. Nur Fiſche ſprangen hie und da über die Fläche hinaus und ſchienen ſich in der Zwiſchenzeit, weder von Bibern noch von fiſchenden Vögeln, geſchweige von Menſchen geſtört, ins tauſendfache vermehrt zu haben. Tage und Tage ritt Parſival die Ufer entlang, ohne daß der See enden wollte und ohne daß er die Stelle fand, wo der Strom ſich hinein ergoß. Immer wieder dachte er nach und ſtellte ſich aufs genaueſte vor, wie alles zugegangen war, als er in jener verzweifelten Nacht auf Weiſung des Fiſchers den Weg zur Burg nicht verfehlt hatte, und immer wieder, wenn er die ihm nun ganz fremde Gegend

betrachtete, ward er verwirrt und bis zur Hoffnungslosigkeit niedergeschlagen.

In einem solchen Augenblick passierte ihm etwas Seltsames. Die Ufer des Sees traten an der Stelle, wo er sich gerade befand, etwas näher zusammen. Da bemerkte er, oder glaubte zu bemerken, am anderen Ufer des Sees, eine heftig winkende Frau, wie es ihm vorkam, mit wehendem Haar und im Bettlergewand. Sie rief, wenn auch ihre Stimme Parsivals Ohr nicht erreichen konnte, und der junge Mann, der nun ebenfalls winkte, rief so laut er konnte zurück. — Da wies sie in eine Richtung am Ufer des Sees, die Parsival, wie er meinte um sie zu treffen, verfolgen sollte. Ihn grauste ein wenig, aber er lenkte doch seinen Rappen dorthin. Als er eine gute Strecke im schnellen Galopp geritten war und aufblickte, sah er die Frau am andern Ufer nicht mehr.

Eben dieselbe Erscheinung wiederholte sich, nachdem dieser wahrhaft irrende Ritter genau die Stelle am andern Ufer erreichte, wo die zerlumpte,

winkende Frau ſich vorher gezeigt hatte. Nun ſtand ſie dort und winkte und ſchrie von dem Punkte aus, wo er vorher geweſen war, als er das ſeltſame Wild zuerſt entdeckt hatte. Er horchte auf und ſuchte mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit den geringſten Hall ihrer Stimme über der Weite des ſtillen Sees aufzufaſſen. Und richtig, da war es ihm — das Blut gefror ihm in ſeinem Herzen! — als ob das Wort Herzeleide langgezogen über das Waſſer klang. Hier bin ich! ſchrie er zurück, ich bin Parſival! Und die Wälder erdröhnten von ſeiner Stimme. Darauf begann von neuem die Jagd, die damit endete, daß er, in der Meinung, der Fremden entgegen zu reiten, wiederum einſam am erſten Ausgangspunkte ſtand.

Als Parſival ſich entſchloß, von der beängſtigenden und ſeltſamen Jagd abzuſtehen, wußte er eigentlich nicht, wie lange Zeit ſie gedauert hatte. Er verzweifelte jetzt daran, je zu erfahren, ob das Ganze ein Blendwerk und welcher Sinn hinter dem Blendwerk zu ſuchen war. Es kam ihm nun

vor, wie wenn er im Ganzen die Richtung nach der Gralsburg verfehlt habe und er eine ganz entgegengesetzte einschlagen müsse. Bald war er wiederum in der Welt der übrigen Menschen angelangt, aber doch unter einem Volk, dessen Sprache er nicht zu verstehen vermochte: woraus er entnehmen konnte, daß er wiederum in die Irre geritten war. Von neuem schlug er sich in den Wald und stieß dort am dritten, vierten Tag seiner Reise auf einen Einsiedler.

Diesen, der ihn gastlich mit einfachen Speisen bewirtete, fragte er in einem Antrieb hilfsbedürftiger Offenheit, ob er ihm nicht auf den rechten Weg zur Gralsburg und zum heiligen Grabe selbst verhelfen könnte. Der Alte schüttelte nur den Kopf. Parsival fuhr indessen fort, vor ihm die Fülle der Nöte und Enttäuschungen seines Lebens nach Art einer Beichte auszuschütten. Endlich antwortete ihm der Einsiedler: Wenn ich dir schon über den Weg zum Grale nichts zu sagen vermag, so weiß ich doch jetzt, daß du derjenige bist, nach dem andere

Pilger mich gefragt haben: sie forschten nämlich ob ein Ritter hier vorübergekommen sei, der den Weg zum heiligen Grale gesucht hätte. Und nun sage mir, wie du heißt. Heißt du Parsival? — Von Kind auf, gab der Ritter zur Antwort. — Dies war der Name, fuhr der Einsiedler fort, und so bist du kein anderer, als der Gesuchte.

Wer waren die, die nach dem Gralsucher forschten, und wie sahen sie aus? fragte Parsival.

Der Erste, der nach dir fragte, es ist aber gut seine zwanzig bis dreißig Jahre her, trug eine Angel, dazu einen Korb mit Süßwasserfischen und ich mußte ihn deshalb wohl oder übel für einen Fischer ansehn. Vielleicht war er verarmt. Seinem Antlitz und seinem edlen Anstande nach schien er ein Mann aus gutem Hause zu sein!

Mein Vater und niemand sonst, sagte Parsival.

Der Mönch fuhr fort: Nicht lange danach fragte ein Weib nach Parsival. Aber wie ich mich nun erinnere, nicht nach dem Gralssucher. Erst vor kurzem, als das Weib nach vielen Jahren wiederum

hier vorüberkam, tat sie die Frage nach dem Gralssucher Parsival. Sie nannte ihn einen Knaben, der von Hause entwichen und in Irrtum, Not und Mühsal verstrickt worden sei.

Der Knabe bin ich und es war meine Mutter Herzeleide, sagte Parsival, und ich muß aufs Pferd, um sie einzuholen.

Du bist aber kein Knabe, sagte der Einsiedler. Das fahrende Weib also, das halbnackt und wirr hier vorüberkam und einen Sack mit Felssteinen mit sich schleppte, kann also wohl nicht deine Mutter sein. Noch kannst du der Knabe sein, den sie suchte.

Als ich meine Mutter verließ, war ich unter fünfzehn, heut bin ich nicht über achtzehn Jahre alt, sagte Parsival.

Da holte der Einsiedler aus dem von ihm selbst erbauten kleinen Waldheiligtum die silberne Patene, den Teller, von dem er die Oblaten des Abendmahles umwohnenden armen Köhlern zu reichen pflegte. Sie war blankgeputzt und Parsival konnte darin sich selbst, wie in einem Spiegel, sehen.

Zauberei! rief er aus. Mein Haar iſt über Nacht weiß geworden.

Und weil er den Einſiedler drohend und mißtrauiſch mit ſeinen noch junggebliebenen Augen anfunkelte, bemerkte dieſer mit ſchalkhaftem Lächeln:

Die Zeit iſt — nicht ich bin der Zauberer, Herr Rittersmann. Die ſchleichende Zauberin Zeit hat Euch grau gemacht. Laſſet Euch dieſe Wandlung inmitten Eures Wandels und aller ewigen Wandlung nicht anfechten. Hört lieber, was ich von dem Dritten, der nach dem Gralsſucher fragte, etwa noch zu berichten weiß.

Er erzählte hierauf von einem Ritter hinter ſchwarzem Viſier, der als einziges Abzeichen auf ſchwarzer Rüſtung eine goldene Taube getragen hatte. Und abermals mußte Parſival glauben, daß es der König des Grales und ſein Vater in einer Perſon geweſen war. Der Einſiedler lachte lauter und ſagte: Herr Ritter, Ihr könnt nicht der Sohn zweier Väter ſein.

Parſival ſtieg aufs Roß, denn er hielt den Waldbruder tatſächlich für einen Zauberer. Mit Lug, dachte er, und mit Betrug verſpottet und vergiftet er mich. Und nun wollte er alles andere einſtweilen beiſeite legen und Blancheflour, ſeine verlaſſene, junge Gattin wiederſehen.

14. Kapitel

Die Glocken des Doms und die Glocken aller übrigen Kirchen läuteten, als Parsival vor den Toren der Stadt anlangte, die er nie regiert hatte, obgleich er durch Blancheflour zu ihrem König erhoben worden war.

Was bedeuten die Glocken? fragte Parsival einen Bürger, der gerade vorüberkam.

Unsere alte Königin wird begraben, sagte der Mann.

Was ist das für eine alte Königin? fragte der Ritter. Vergangenes Jahr habt Ihr doch meines Wissens zur Königin eine blutjunge Dame gehabt.

Da irrt Ihr Euch wahrlich, sagte der Spießbürger. Unsere Königin-Witwe trat dieses Jahr

in ihr fünfzigstes, und jedermann weiß, wie sie seit wenigstens dreißig Jahren Witwe gewesen ist.

Dann bin ich hier vor die falsche Schmiede geraten, meinte Parsival. Wie hieß übrigens Eure verwitwete Herrscherin?

Sie hieß Blancheflour, sagte der Mann. Ihr verschollener Gatte hieß Parsival. Er hat sie vor dreißig Jahren, am Morgen nach ihrer Hochzeit, verlassen.

Ist nicht das ganze Dasein ein alpdruckartiger Traum? dachte Parsival, während der lange königliche Trauerzug aus dem Tore herausgezogen kam.

Die Gruft des Herrschergeschlechts dieser Stadt bestand in einem Tempel aus Marmor, den man, außerhalb der Mauern, in einem Zypressenwäldchen errichtet hatte. Viele Fackeln brannten. Es war heller Tag, zwölf Ritter brachten Blancheflour, nach der Sitte der Zeit im offenen Sarge, vorbeigetragen.

Ja, du bist wirklich nun erst zur Weißdornblüte geworden, dachte Parsival, als er das wohlbekannte, aber nun linnenbleiche Gesicht unter linnenbleichem Scheitel erkannte.

Sie glich einer Greisin und doch einer Braut; denn man hatte sie, ihrem letzten Willen gemäß, in ihr Brautkleid aus weißem Atlas gehüllt und mit Wolken grüner Schleier umgeben. Überall waren Ranken und Blüten des weißen Schlehdorns in die Gewandung gestickt.

Parsival wollte sich über den Sarg und die Tote herstürzen, aber er merkte, zu seinem Entsetzen, daß er weder einen Laut von sich zu geben, noch sich zu regen fähig war.

Plötzlich winkte ihm jemand. Es war der gelehrte Araber.

Schon als der Konduкt aus dem Tore kam, war der Ritter vom Pferde gestiegen und hatte das Tier irgendwo festgebunden. Jetzt, als er den Araber sah, kam auf einmal Bewegung in ihn

Parsival sieht den Leichenzug Blancheflours

und er fand sich gleich darauf zur Linken des Mannes im weißen Turban, feierlich hinter dem Sarge herschreitend. Im Lärm der Glocken, beim Psalmodieren der Geistlichkeit, während die Vögel sangen und ihnen der Straßenstaub in die Nasen wirbelte, sagte der Araber immer ruhig erzählender Weise zu Parsival:

Ich sehe dir an, du hast den Weg zum Gral nicht gefunden. Was mich betrifft, ich bin heute hundertundzwanzig Jahre alt, älter als wie die Sterndeuter voraussagten und wenn Blancheflour noch ein Jahr gelebt hätte, so hätte ich sie mit verbundenen Augen den Weg zum Gral zu führen gewußt. Denn, mußt du wissen, sie grübelte, seit du fort bist, nur immer über den Weg zum Gral, leider nicht aus dem reinen Grunde, das heilige Wunder des Herrn zu finden, sondern, armer Parsival, um dich wiederzusehn. Ich wußte es aus den Planeten, aber ich habe es Blancheflour nie gesagt, du würdest am dritten Tage nach ihrem Tode, ohne den Gral gefunden zu haben, zurückkehren.

Parsival fragte: Wer ist der Ritter im silbernen Harnisch, mit dem silbernen Schwan auf dem Helm, der, ähnlich dem Sonnengott, auf schneeweißem Pferd hinter dem Sarge herreitet?

Das ist Lohengrin, sagte der Araber, ist dein Sohn. Aber ich rate dir ab, dich vor ihm zu erkennen zu geben. Er hat das gütigste Herz in der Brust und alle Welt liebt ihn und trägt ihn auf Händen. Nur einen haßt er und sucht er als ärgsten Feind: den, der seiner Mutter die unheilbare Wunde geschlagen hat.

Da trat Parsival aus dem Kondukt und ließ das weinende Volk in endlosem Zuge hinter dem Sarge der guten Königin her zu Grabe schreiten. Da alles weinte, fiel es nicht auf, daß Parsival ebenfalls in Tränen gebadet war.

Parsival hatte seine Mutter verlassen, um die Welt zu bekämpfen. Als er zurückkam, fand er sie nicht mehr. Er verließ den Gral, den er nicht erkannte, als er an ihm vorübergetragen wurde und als er erkannt hatte, oder wenigstens ahnte, was

er war, vermochte er ihn nicht wiederzufinden. Um ihn zu finden, verließ er ſein junges Weib und verſcherzte ein irdiſches Königreich, denn, als er zurückkam, fand er auch ſein Weib nicht mehr, und ſeinen eigenen, ihm fremden Sohn, der ihn ebenſowenig kannte, wie alle anderen — den Alten Araber ausgenommen — mußte er meiden, wie ſeinen Feind.

Nach allen dieſen Irrtümern und Verwirrungen ſeines Daſeins ſchien etwas wie eine allzu heftig geſpannte Feder geſprungen zu ſein in der Seele Parſivals. Der furchtbarſte Schmerz einer wilden Verzweiflung, der ihn aufs neue in die Ödenei aus der Nähe der Menſchen getrieben hatte, endete plötzlich mit einem Zuſtande tiefſter Gelaſſenheit. Auf einer Lichtung mitten im Walde ſtieg er von ſeiner ehemals wilden Stute ab, nahm ihr den Zaum aus dem Maul, den Sattel vom Kreuz und entließ ſie mit einem Gertenſchlag in das freie Leben der Wälder hinaus. Er ſelber nahm ſeinen Helm vom Haupt und henkte ihn, ſamt Schwert,

Schild und Brustharnisch, zwischen die Zweige einer Eiche.

Da blickten nun der durchbohrte, goldene Falke, Taube und Fischer als verlassenes Gut auf die Tiere des Waldes herab. Held Parsival aber blieb ungerüstet und waffenlos. Als er barfuß und nur mit dem Hemde bekleidet den Platz verließ, war es Nacht geworden, der Mond war über die Wipfel gestiegen, ein Wind erhob sich und der Ritter warf einen letzten Abschiedsblick auf die gespenstisch klirrenden Kleinode seiner irrenden Ritterschaft.

Von da ab ward Parsival ein Dienender. Er diente in den Städten als Lastträger, diente im harten ländlichen Frohn, als Bauernknecht. Niemand kannte ihn, ja er selbst hatte seinen Namen vergessen, nur seine Mutter Herzeleiden nicht. Obgleich er sie nun nicht mehr suchte, schien sie ihm wunderlicherweise vertrauter und näher als früher zu sein. Seine Genossen, die übrigen Knechte und Lastträger, sahen bald einen harmlosen, alten

Toren in ihm, da er überaus ſanft war und ihnen mehrmals von der Schönheit eines Dinges, das ſie nicht kannten, von der Schönheit des Grales geſprochen hatte.

15. Kapitel

Es war eines Tages im Herbſt, als der arme geduldige Laſtträger und ehemalige Parſival ſeine Tagesarbeit am Hafen einer gewiſſen Stadt beendet hatte und dem Geſpräche zuhörte, die von den übrigen feiernden Tagelöhnern während der Abendmahlzeit geführt wurde. Sie unterhielten ſich von den Taten eines Ritters, der eben in der Welt viel von ſich reden machte und die Worte „Dem Starken ein Trutz, dem Schwachen ein Schutz“ auf dem Schilde trug. Man erzählte ſeltſame Dinge von ihm, die ihn von allen anderen unterſchieden, denen die ſogenannte irrende Ritterſchaft zu allgemeinem Ruhme verholfen hatte. Alle Welt lief ihm zu, wie einem gewappneten Erzengel, einem von Gott geſendeten Engel der

Gerechtigkeit. Er war von dem armen Volke weit und breit Ritter Hilfreich getauft worden.

Ritter Hilfreich hatte nicht ein Mal, sondern hunderte von Malen nach dem Vorbild des barmherzigen Samariters gehandelt. Kranke und Elende aller Art, die er traf, lud er auf sein schneeweißes Roß, um sie, neben dem Tiere herschreitend, dorthin zu bringen, wo ihnen Hilfe und Pflege zuteil wurde. In die allerniedrigsten Hütten trat er ein, auch wenn er sein Lockenhaupt entblößen, den Helm unter den Arm nehmen und sich tief beugen mußte. Er verteilte Gold, aber auch Pfeffernüsse und besonders die Kinder liefen ihm nach.

Seine Standesgenossen im allgemeinen und die Reichen im Lande sahen scheel auf ihn und ihr Haß wuchs, je mehr ihm die Liebe des Volkes zuteil wurde.

Da habt ihr die wahre Ritterschaft, sagte plötzlich der Lastträger, als er von alledem erfuhr. Er steht in der Gnade. Wäre es mir, als ich noch ein irrender Ritter war, doch ebensogut gegangen. Wer

Waffen trägt, muß ein Bote der Barmherzigkeit und des Friedens sein, oder er ist ein Schurke, nichts mehr.

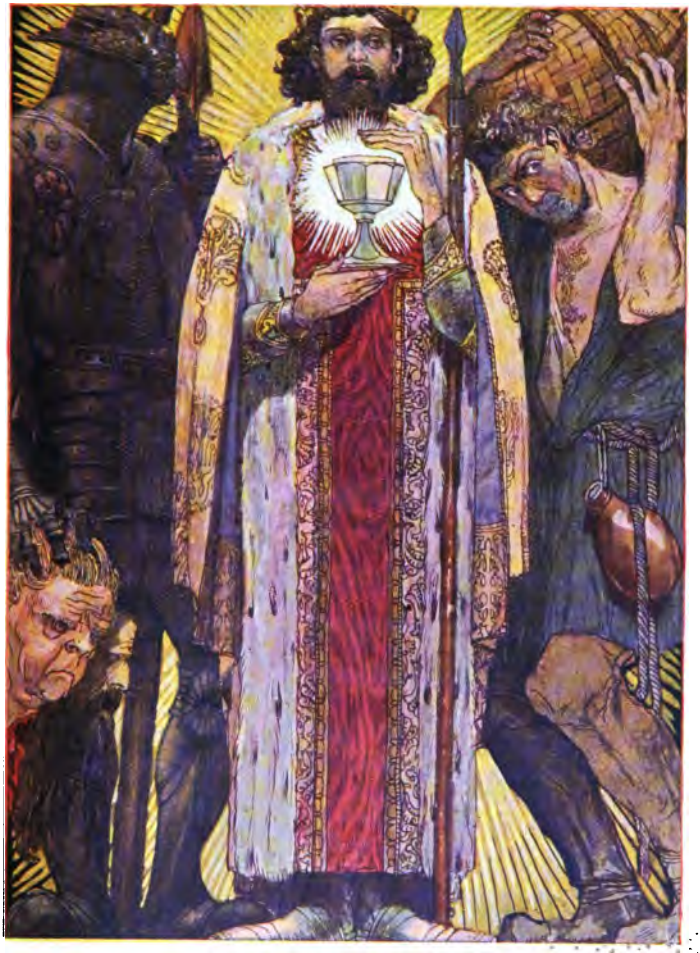
Über diese Worte des armen Lastträgers brachen seine Arbeitsgenossen in Lachen aus. Der eine sagte: Wenn du ein irrender Ritter gewesen bist, so hol' mich der Teufel, dann bin ich der fürchterliche Parsival, Königin Blancheflours Mann gewesen.

Darauf sagte ein Zweiter, nachdem man wiederum sehr gelacht hatte: kein irrender Ritter war doch jemals so wild und so grausam wie Parsival. Und nun hörte der arme Lastträger seine eigene, blutige Geschichte. Man übertrieb und da man nichts von seinen Beweggründen wußte, sagte man, Parsival sei ein tückischer, hinterhältiger, grausamer und verlogener Abenteurer gewesen. Der Teufel selbst, dem er sich verschrieben hätte, habe ihm den Garaus gemacht. Übrigens, brüllten alle durcheinander, Parsival war ein Bauernsohn. Er ist nicht von edlem Blute gewesen.

Der arme Laſtträger lächelte nur, als man ſeine Vergangenheit ſo verunglimpfte. Er dachte: ich habe dies und noch mehr verdient, aber nun warte ich gottergeben auf Gnade.

Indeſſen bemerkte ein Dritter unter ſeinen Kameraden etwas über Ritter Hilfreich, das ihn von neuem aufhorchen machte. Er ſagte: dieſer Ritter Hilfreich iſt nicht ein Wundarzt, der Wunden heilen, ſondern auch einer, der ſie, ebenſogut wie Parſival, ſchlagen kann. Er ſucht ja doch den, der ſeiner Mutter die heimliche Wunde geſchlagen hat, und wenn er ihn findet, wehe ihm! Ich wollte lieber im tiefſten Turm der Türkei liegen, als jener geſuchte Verbrecher ſein.

Gegen Abend des nächſten Tages kam Ritter Hilfreich unter dem Jubel des armen Volkes in die Stadt geritten. Man ſchrie Hoſianna, warf Blumen und grüne Zweige auf ſeinen Weg und einige abergläubiſche Weiber gingen ſo weit, ſich vor ſein Roß zu werfen, damit es über ſie hinwegſchreite. Sie glaubten dadurch von ihren unheil-



Parsival als Hüter des Grals

baren Übeln geheilt zu werden. Ein wunderlicher Zufall schien es zu sein, daß der Ritter, am Hafen angelangt, gerade den armen Lastträger vom Rosse herab anredete und um den Weg fragte.

Der arme unerkannte Parsival hatte inzwischen die fürchterlichen Stunden und Augenblicke seines Lebens durchgemacht. Er wußte recht wohl, Ritter Hilfreich war niemand anders, als sein Sohn Lohengrin und fürchtete, von ihm als der erkannt zu werden, der seiner Mutter Blancheflour das Lebensglück geraubt und die langsam tötende Wunde geschlagen hatte. Nicht als das Schlimmste erschien ihm der Tod aus Sohneshand, aber eine wirkliche Pein des Entsetzens ergriff ihn bei dem Gedanken, daß er von ihm, dessen Vater er war und den er liebte, wie der ärgste Feind gehaßt und verachtet werden sollte. Deshalb bot er dem Ritter einen kläglichen Anblick dar, als er ihm folgendermaßen antwortete:

Wenn du ein irrender Ritter bist und du fragst keinen anderen nach dem Weg, den du gehen solltest,

als mich, so helf mir Gott, daß ich dich zurechtweise. Suche nicht weiter nach dem, der deiner Mutter die heimliche Wunde geschlagen hat.

Ich danke für deinen Rat, alter Vater, sagte mit herzlicher Güte Lohengrin. Der Lastträger aber fuhr fort: und jetzt zum Zeichen des Friedens, steige vom Roß, brich das Brot mit mir und laß dir etwas erzählen, vom heiligen Gral und von Parsival.

Lohengrin glaubte anfangs, irgendein Unglück habe den alten Lastträger um den Verstand gebracht, als er ihn aber den Namen Parsival und den des heiligen Grals erwähnen hörte, beschloß er, dem alten gebrechlichen Manne zu willfahren. Er hob ihn auf's Roß und leitete dieses am Zügel bis an die Tür der elenden Bretterhütte, wo dieser arme Lazarus mit ihm das Abendmahl zu nehmen gedachte.

So saß nun Parsival auf dem milchweißen Streitroß seines geliebten Sohnes Lohengrin, ohne daß jener es ahnte, wer er war. Was Wunder,

daß er unaufhaltsam salzige Tränen heimlicher Freude weinte.

Während des Essens war der glänzende, gottgeliebte Paladin mit seinem unerkannten Vater allein. Als sie das Brot miteinander brachen und den ersten Schluck aus einem gemeinsamen Kelche tranken, hörten sie beide Glockenlaut, und wußten sofort, wie dieser Klang von keinem der städtischen Dome herstammte. Da wußte der alte Lastträger Parsival, wie nun die Gnade, die Liebe und die Versöhnung gekommen war. Und er begann seine eigenen Irrfahrten, als wären es die eines anderen, zu erzählen.

Er sprach von Herzeleiden, der Mutter Parsivals. Er nannte sie, gleichsam vom Geist erleuchtet, die Allmutter. Er sagte: auch Blancheflour wäre, ebenso wie Parsival, von Herzeleidens Geschlecht gewesen. Er schloß: auch du und ich, wir sind von Herzeleidens Geschlecht, lieber Sohn.

Nun erfuhr der Ritter auch die näheren Schicksale Parsivals. Wie er auszog, die Mutter an seinem

Vater zu rächen — erfuhr vom Gral, den Parsival fand und wieder verlor, von Gornemant und dem Gralskönig, dem kranken Amfortas, der Parsivals Vater und also Lohengrins Großvater war. Ihm wurde eröffnet, was Parsival mit dem Fischer und mit dem schwarzen Ritter erlebt hatte und wie ihn die liebende Sorge des Vaters erst mit Rat und dann mit Gewalt den rechten Weg zu leiten versuchte.

Jetzt ist meine Stunde gekommen, sagte der Lastträger Parsival. Mir ist, als hätte ich Herzeleide immer unsichtbar um mich gehabt, und ich werde sie auch dort drüben, wohin ich reise, antreffen. War sie auch herb und hart und oftmals bitter mit mir, so hat sie mich doch zur Welt gebracht und wer wollte seine Mutter nicht lieben. Herzeleide, Herzeleide überall, ich habe danach gesucht und reichlich gefunden. Aber Salvaterre ist da, die Gralsburg mit ihren Paladinen und der heimliche Dom, der im breiten Strome des Lebens doppelt ist. Salvaterre ist da, wo die göttlichen

Glieder freiwillig Leiden erdulden, um die Welt zu entlaſten und doch unſterblich im Lichte des nahen Paradieſes ſind.

Lohengrin dankte dem alten Mann, deſſen Eröffnung ihn tief erſchüttert hatte, und ritt davon in die Einſamkeit.

16. Kapitel

Der Lastträger Parsival aber hörte immer lauter und lauter die Gralsglocke läuten. Er lächelte still und dachte bei sich: Nun, mache dich auf, nun ist es Zeit, Knecht Parsival. Und schon trat, tief gebückt, in seine Hütte der alte Gralsbote Gornemant, dem eine kleine ritterliche Begleitung nachfolgte. Alle knieten sie mitten in dem elenden Schuppen nieder vor dem armen Lastträger Parsival, der sich dagegen erhob und ihre Botschaft erwartete.

Uns sendet Amfortas, dein Vater, der einundzwanzigste Hüter des Grals. Zwanzig sind ihm vorangegangen in der Welt und über die Hälfte davon auch voran ins Himmelreich. Heute hat Amfortas die Krone von Salvaterre vom Haupte genommen. Aber auch sein gellender Schmerzens-

schrei ist verstummt. Er wird das göttliche Opfer nicht mehr darbringen.

Er entbietet dir seinen Gruß und heißt mich, dir diese Botschaft ausrichten: Mein Sohn Parsival, der Gral ist ein fremdes Wunder in der Welt. — Manche sagen, Salvaterre sei ein Reich in der Luft errichtet, weil, wie sie sagen, der Friede über — den Wolken, der Krieg aber auf der Erde heimisch ist. Nun Parsival, in der Luft ist der Blitz, der fruchtbare Regen, der Glanz des Lichts, der Sterne, des Mondes, des Morgenrots und des Abendrots. Wer könnte leben und tränke nicht Luft, wer könnte schauen und hören ohne Luft? Wer könnte denken, meinen, wissen von Gott und Welt, wenn nicht sein Tummelplatz der freie Raum des Geistes wäre. So glaube denn also die Welt, der Gral, der Friede und Salvaterre sei nicht mehr als ein Reich der Luft, wenn wir nur glauben, daß es ist, mit seiner heimlichen Kirche, seinem Frieden, seinen Freuden und seinen herrlichen Paladinen. Die Welt ist Herzeleidens Eigentum. Salvaterre gehört der Freude.

Aber wie die Freude in Geſtalt des himmliſchen Glaubens in die Welt gekommen iſt, ſo iſt Herzeleide auch immer in Salvaterre zu Gaſt geweſen.

Glaubſt du an die Verſöhnung durch den Gral, an Salvaterre und an die heimliche Kirche, Parſival? Ich glaube daran, ſagte funkelnden Auges der Laſtträger.

So knie nieder, fuhr Gornemanz fort, auf daß wir dir im Auftrage deines Vaters die Leidens- und Freudenskrone des Grals aufs Haupt ſetzen.

MAY 25 1915

Als Fortsetzung des vorliegenden Bandes erschien:

Lohengrin

von

Gerhart Hauptmann

Preis 1 Mark

Der Dichter schildert die Schicksale und Taten des Schwanenritters Lohengrin, der als Sohn Parsivals und Blancheflours in Glanz und Freude heranwächst, als Ritter in den heiligen Gral berufen wird, die schöne Elsa von Brabant errettet und als ihr Gemahl alles Glück der Erde genießt, bis ihn der Schwan in das Rätselland Salvaterre zurückträgt.

Ullstein-Jugend-Bücher

Bisher erschienen:

Gerhart Hauptmann, Parsival
Gerhart Hauptmann, Lohengrin
Walter Bloem, Das Ende der großen Armee
Walter Bloem, 1813
Helene Böhlau, Gudrun
Paul Oskar Höcker, Der Sohn des Soldatenkönigs
Ludwig Fulda, Aladdin und die Wunderlampe
Felix Salten, Kaiser Max der letzte Ritter
Rudolf Herzog, Siegfried der Held
Rudolf Herzog, Der Nibelungen Fahrt ins Hunnenland
Georg Engel, Kapitän Spieker u. sein Schiffsjunge
Fedor von Zobeltitz, Der Kampf um Troja
Ernst von Wolzogen, Münchhausens Abenteuer
Gustav Falke, Die neidischen Schpestern
Otto Ernst, Gulliver in Liliput

Jeder Band, reich illustriert, 1 Mark

Erhältlich in jeder Buchhandlung

Verlag von Ullstein & Co, Berlin

Bücher für jung und alt

Jeder Band 3 Mark

Bisher erschienen:

Der Taugenichts von Paul Oskar Höcker

Die Geschichte eines liebenswerten Trotzkopfes, den des Lebens bittere Schule zu einem ganzen Mann und zu einem tüchtigen, brauchbaren Mitglied der menschlichen Gesellschaft heranreifen läßt.

Welko, der Balkankadett von Kurt Aram

Die Erlebnisse und Abenteuer eines tapferen Bulgarenjünglings im Balkankriege schildert hier der bekannte Verfasser, der auf seinen Streifzügen durch alle Welt stets diesem Wetterwinkel Europas besonderes Interesse gewidmet hat.

Aus den alten Zauberbronnen v. Frida Schanz

Neue deutsche Märchen voll zarten Liebreizes und geheimnisvoll mächtigen Zaubers, in poetisch schöner Sprache erzählt von Frida Schanz, einer Meisterin neudeutscher Dichtkunst.

Jeder Band, reich illustriert, 3 Mark

Erhältlich in jeder Buchhandlung

Verlag von Ullstein & Co, Berlin

Ullstein & Co

Berlin SW 68